Elisabeth Weise

EINE REISE UM DIE



Kinder erleben Gott

dlv

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder-übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2026

© 2026 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Satz und Umschlag: Ertelier (Luba Ertel, Bulgarien)
Illustrationen: magnific.com, Teilweise AI-modifiziert
Druck und Bindung: Finidr

Artikel-Nr. 256798
ISBN 978-3-86699-798-1

Den Kindern der
Christlichen Gemeinde Kölnblick
gewidmet

Inhalt

ALLES EINSTEIGEN – DIE WELT WARTET! ------ 6

STATION 1 ---------- 9

Mit dem Korb in die Freiheit 10

STATION 2 ----------21

Der Tag, an dem die Eiche fiel 23

STATION 3 ----------35

Das heilige Buch 38

STATION 4 ----------57

Gefährliche Überfahrt 59

STATION 5 ----------79

Das Geheimnis des alten Teekessels 83

STATION 6 ---------- 101

Das Frühstück vom Himmel 103



STATION 7 ---------- 115
Allein in der Eiswüste 118

STATION 8 ---------- 131
Der Schatz der Höhle 133

STATION 9 ---------- 153
Das Wunder am Gelben Fluss 155

WIEDER ZU HAUSE ---------- 170

SCHWIERIGE BEGRIFFE ---------- 172



Alles einsteigen – die Welt wartet!

Schnell die Zahnbürste in den Waschbeutel werfen, den Koffer mit einem Ruck zuziehen – und los geht's! Spürst du das Kribbeln im Bauch? Dieses aufregende Gefühl, wenn du weißt: *Heute passiert etwas ganz Besonderes!* Bis zu den nächsten Ferien dauert es noch? Nun, was hält dich davon ab, heute schon auf große Reise zu gehen? Nicht irgendeine Reise – eine Weltreise! Und eine Zeitreise dazu!

Gemeinsam besuchen wir Kinder, die zu ganz verschiedenen Zeiten an ganz verschiedenen Orten gelebt haben. Ihre Welten könnten kaum unterschiedlicher sein:

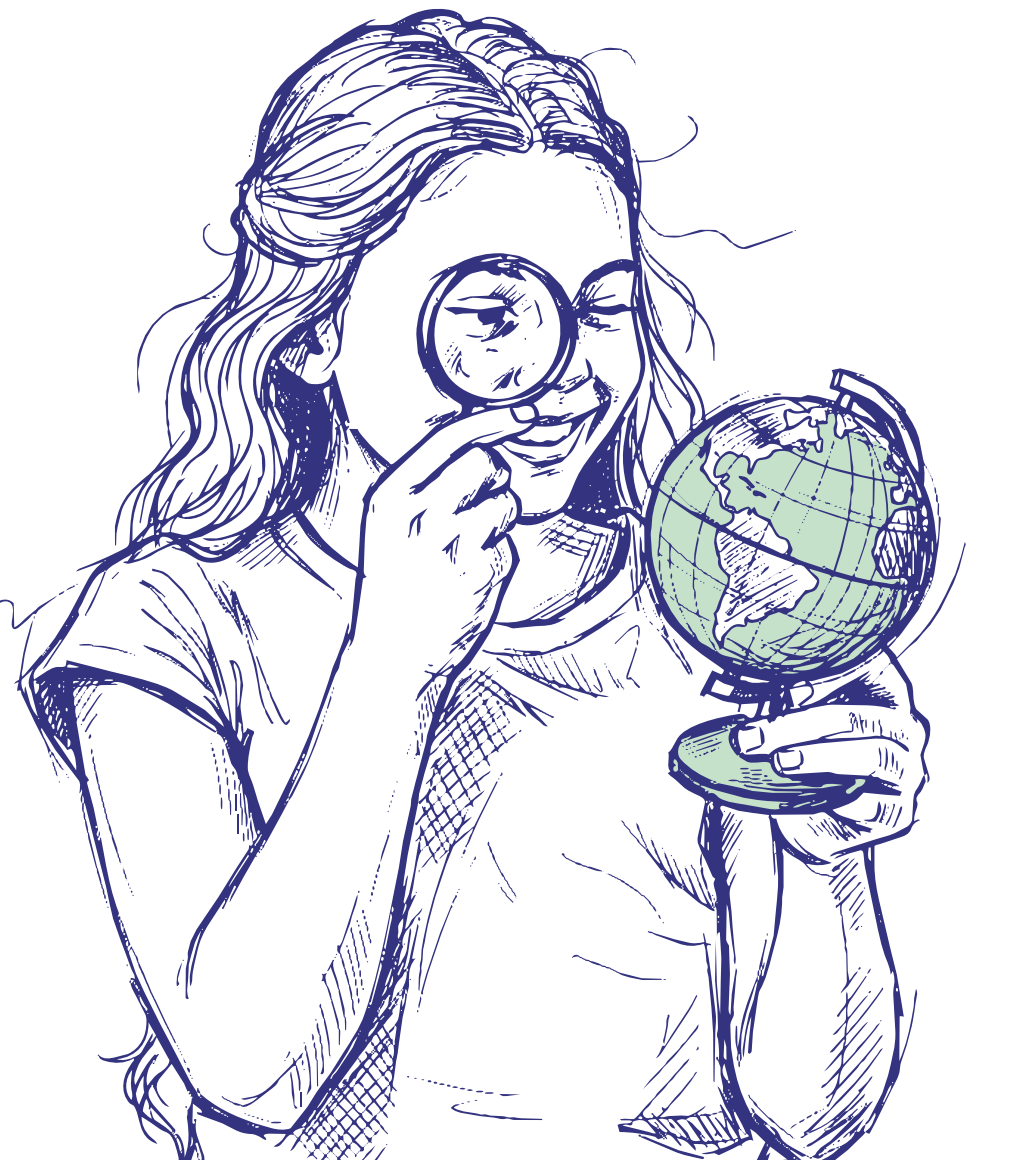
Anuk lebt in einem Iglu aus Eisblöcken, Maskwa schläft in einem Zelt aus Tierhäuten, Gretel arbeitet auf einer alten Burg. Und Jimmy? Tja, Jimmy hat kein richtiges Zuhause – er muss sich seinen Schlafplatz zwischen Kisten und Fässern

suchen. Und jetzt habe ich noch gar nicht von Muhammed und Mary und Linus erzählt …

Der Alltag dieser Kinder ist völlig verschieden – und doch haben sie etwas sehr Wichtiges gemeinsam. Was das ist? Das musst du selbst herausfinden! Steig ein, die Reise beginnt!

ÜBRIGENS:

Wenn du ein **Wort** nicht verstehst, schau mal hinten im Buch auf Seite 172 nach. Dort findest du eine Erklärung zu besonders schweren **Wörtern**.



Station 1

Für unseren ersten Stopp müssen wir unsere Uhren fast 2000 Jahre zurückdrehen. Aber Moment – wir reisen nicht nur durch die Zeit, sondern auch über die Welt! Und zwar rund 3000 Kilometer Richtung Südosten. Das ist, als würdest du 3000-mal über den Pausenhof rennen – und wieder zurück. Nur, dass wir nicht außer Puste sind, sondern mitten in einem Abenteuer landen.

Unser Ziel: eine der ältesten Städte der Welt. Diese Stadt liegt heute in Syrien. Damals gehörte dieses Gebiet zum mächtigen Römischen Reich. Willkommen in Damaskus – im Jahr 35 nach Christus!

Du spürst die warme, trockene Luft auf deiner Haut. Der Boden unter deinen Füßen ist festgetretener Lehm – staubig, heiß und voller kleiner Steine. Irgendwo schreit laut ein Esel, und ein paar Händler preisen ihre Waren in einer fremden Sprache an. Es riecht nach gebratenen Datteln, frischem Fladenbrot und seltsam scharfen Gewürzen.

Wir stehen in einem engen Innenhof, der von hohen Mauern aus Lehmziegeln umgeben ist. Der Hof gehört zu einem Haus. Hinter der Tür dieses Hauses hört man gedämpfte Stimmen.

Wer da wohl spricht? Sollen wir nachsehen?

Mit dem Korb in die Freiheit

Nimm Teil an den Leiden als ein guter Streiter Christi Jesu!

2. TIMOTHEUS 2,3

Linus liebte diese gemütlichen Abende. Wenn die ganze Familie zusammensaß und Freunde sich dazugesellten. Und wenn das Essen dampfend auf dem niedrigen Holztisch in der Mitte des Raumes stand und alle herzhaft zulangten. Stimmen erfüllten die Luft. Es wurde gelacht, gesungen und gebetet. Linus – gerade zehn Jahre alt geworden – durfte mittendrin sein.

Doch heute war alles anders. Die Stimmung war gedrückt, die Gesichter ernst.

»Du musst diese Warnung ernst nehmen, Saulus«, sagte sein Vater zu dem kleinen Mann neben ihm. »Dass die strenggläubigen Juden dich hassen, ist offensichtlich. Ich glaube nicht, dass unser Freund sich irrt – es ist wirklich ein Überfall auf dich geplant. Man will dich töten! Deine alten Verbündeten halten dich nun für einen Verräter.«

Linus hörte, wie seine Mutter bei dem Wort »töten« erschrocken den Atem anhielt. Auch er starrte Saulus entsetzt an. Seit einigen Wochen war der Mann regelmäßig zu Gast in ihrem Haus. Am liebsten hörte Linus ihm zu, wenn er von Jesus Christus erzählte – mit einer Begeisterung, die seine dunklen Augen zum Strahlen brachte. Und jetzt ... sollte jemand ihren Gast umbringen wollen? Linus spürte, wie kalte Angst in ihm hochkroch. Was, wenn auch seine Familie in Gefahr war – nur weil Saulus so oft bei ihnen gewesen war?

»Du weißt ja, dass diese Leute vor nichts zurückschrecken, wenn es darum geht, die Botschaft von Jesus zu bekämpfen. Es ist noch gar nicht so lange her, dass du selbst zu ihnen gehörtest.« Das sagte Thomas, der Vater von Linus' bestem Freund. Er war erst vor einem halben Jahr mit seiner Familie nach Damaskus gezogen, weil es in seiner alten Heimat Jerusalem immer schwieriger für die Christen geworden war.

Saulus tauchte ein Stück Fladenbrot in eine Schüssel mit Olivenöl und sagte dann: »Ja, so lange ist das tatsächlich nicht her. Ich werde nie vergessen, wie Jesus Christus mir auf dem Weg hierher erschienen ist. Und wie ich in der *Geraden Straße* im Haus von Judas in völliger Dunkelheit saß, bis dann auf einmal –«

Ein leises Klopfen unterbrach Saulus' Worte. Linus' Vater stand auf, öffnete die Tür aber nur einen Spaltbreit. Als er den Mann draußen erkannte, ließ er ihn rasch eintreten und verschloss die Tür sofort wieder.

»Ach, du bist's, Apelles. Komm rein – Saulus ist auch hier.«

Der Mann nickte, schüttelte den Staub von seiner wollenen **Tunika** und hängte sie an einen Haken an der Wand. Dann setzte er sich zu der kleinen Gruppe. Auch er wirkte sorgenvoll und angespannt.

»So kann das nicht weitergehen«, sagte er mit leiser, aber eindringlicher Stimme. »Ich habe es heute mit eigenen Augen gesehen – alle Stadttore sind bewacht. Auch auf der *Geraden Straße* patrouillieren Soldaten. Saulus, du sitzt in der Falle.«

»Aber es muss doch irgendeinen Weg aus der Stadt hinaus geben!«, rief Julius, der Cousin von Linus.

Vater schüttelte den Kopf. »Ich wüsste keinen.« Er seufzte, riss sich ein weiteres Stück Brot ab und überlegte: »Wenn alle Tore bewacht sind, kommt man hier nicht raus. Damas-

kus ist nicht umsonst so gut befestigt. Die einzige Möglichkeit wäre, sich von der Stadtmauer zu stürzen … aber das überlebt keiner.«

Betretenes Schweigen, Ratlosigkeit in jedem Blick. Schließlich sagte Linus' Vater langsam: »Uns bleibt nichts anderes übrig, als dich zu verstecken, Saulus. Aber … wenn sie anfangen, die Häuser zu durchsuchen …« Mitten im Satz brach er ab.

Linus' Plan

Linus überlegte fieberhaft. Es *musste* doch eine Lösung geben! Wie gern er Saulus helfen würde … Er hatte den Prediger, der so oft bei ihnen zu Besuch war, richtig lieb gewonnen. In diesem Augenblick fiel sein Blick auf den großen Korb in der Ecke, in dem Mutter immer das Getreide aufbewahrte. Saulus war ein schmächtiger Mann, er würde wahrscheinlich sogar … Und hinten am Ende der Straße war doch die Luke in der Stadtmauer, durch die die Leute immer ihre Abfälle nach unten warfen. Konnte man nicht …?

»Ich hab eine Idee!«, rief der Junge aufgeregt in das Gemurmel der Männer hinein.

»Alberne Kindereinfälle können wir jetzt nicht gebrauchen«, brummte Apelles missmutig und hob abweisend die Hand.

»Lass den Jungen reden«, mischte sich Saulus ein, »vielleicht hat er tatsächlich eine gute Idee.«

Linus holte tief Luft und schilderte seinen Plan. Für eine Weile war es still im Raum. Dann endlich hörte Linus seinen Vater sagen: »Ich denke, das könnte klappen.« Er warf seinem Sohn einen so anerkennenden Blick zu, dass es Linus ganz warm ums Herz wurde.

Plötzlich redeten alle durcheinander.

»Das wäre eine Möglichkeit! Am besten sofort!«

»Ja, es ist bereits dunkel – da sieht uns niemand. Und die Öffnung in der Mauer ist weit genug vom nächsten Stadttor entfernt.«

»Ich kann von drüben ein paar starke Seile holen, die halten bestimmt«, bot Apelles an.

»Dann setzt du dich in den Korb, Saulus, und wir lassen dich langsam hinunter.«

Julius sah Saulus besorgt an. »Aber wenn du unten bist – kommst du allein im Dunkeln weiter?«

»Ganz bestimmt«, versicherte Saulus. »Das nächste Dorf ist nicht weit, und es wird nicht bewacht. Dort kenne ich Glaubensgeschwister, bei denen ich unterkommen kann.«

»Ich gebe dir auf jeden Fall etwas zu essen mit«, sagte Linus' Mutter und begann, zwei Fladenbrote, einige Feigen und ein paar Oliven in einen Beutel zu packen.

Vater ergänzte: »Noch etwas: Wir sollten die Straße im Blick behalten – nicht, dass zufällig jemand vorbeikommt und uns beobachtet. Wir Männer kümmern uns um den Korb. Linus, traust du dir zu, dich im Dunkeln an die Ecke zur Hauptstraße zu stellen? Wenn du jemanden bemerkst, sprich diese Person an und lenk sie ab. Und mach ein bisschen Krach – dann sind wir gewarnt und können unauffällig verschwinden.«

Linus nickte. Natürlich würde er diese Aufgabe übernehmen. Er war ja froh, dass er helfen konnte.

»Lasst uns beten, dass der Herr unser Vorhaben gelingen lässt«, sagte Saulus ruhig. Er schien weniger nervös zu sein als alle anderen.

Jeder im Raum faltete die Hände und einige der Männer beteten.

Kurz darauf schlich Apelles nach draußen und kehrte wenig später mit einigen dicken Seilen zurück.

Mutter hatte inzwischen das Getreide auf den Boden geschüttet. Es staubte, und Linus musste mehrmals niesen.

Auch Saulus schnäuzte sich die Nase, bevor er sich probeweise in den Korb setzte. Wenn er sich hinhockte und den Kopf einzog, passte er tatsächlich hinein.

»Falls der Boden bricht, landest du wenigstens weich – nämlich direkt im Misthaufen«, scherzte Mutter, und alle lachten.

Ein paar Minuten später stand Linus allein an der nächsten Straßenecke. Es war stockdunkel, dichte Wolken machten Mond und Sterne unsichtbar. Damaskus schlief. Irgendwo bellte ein Hund. Ansonsten hörte Linus nur die festen und regelmäßigen Schritte des Soldaten, der vor dem nächsten Stadttor auf und ab lief.

Linus fröstelte und zog seinen Umhang enger um die Schultern. Was, wenn wirklich jemand kam? Würde er es schaffen, diese Person so lange abzulenken, bis die anderen Saulus durch das Fenster nach unten gelassen hatten?

Linus dachte an den kleinen Mann mit den glänzenden Augen, der mit so einer Leidenschaft und Überzeugungskraft von Jesus und dem Glauben an ihn sprechen konnte.

»Gott segne dich, mein Junge. Sei ein guter Streiter Jesu Christi«, hatte er ihm beim Abschied zugeraunt. Ein guter Kämpfer. Ja, das wollte er sein. Ein Leben mit Jesus konnte unerwartete Abenteuer bedeuten, das hatte Linus spätestens heute gemerkt. Und auch ohne besondere Abenteuer war dieses Leben nicht immer leicht. Linus dachte an seine Freunde, die er morgen wieder treffen würde. Ob er diesmal den Mut haben würde, ihnen zu erzählen, woran er glaubte? Leise betete er, dass heute Abend alles gut ging und er Jesus auch in Zukunft treu bleiben würde.

Plötzlich hörte der Junge Schritte hinter sich und wirbelte herum. Eine Gestalt kam in der Dunkelheit auf ihn zu. Jetzt war es so weit! Jetzt war er gefragt! Hoffentlich war es keiner der Soldaten ... Aber im nächsten Augenblick stellte er erleichtert fest, dass es sein Vater war, der ihm beruhigend die Hand auf die Schulter legte.

»Es ist geschafft, mein Junge. Saulus ist nicht mehr in der Stadt. Komm, wir gehen nach Hause und dann ab ins Bett.«

»Da hab ich nichts dagegen!«, grinste Linus erleichtert und hakte sich bei seinem Vater unter. Arm in Arm gingen die beiden zurück zu ihrem Haus.

Linus ist eine erfundene Figur, aber die Geschichte von Saulus' Flucht aus Damaskus ist wirklich passiert. Später wurde Saulus Paulus genannt und erlebte viele weitere Abenteuer als Botschafter Jesu Christi: ein Erdbeben, einen Schiffbruch, einen Schlangenbiss, mehrere Gefängnisaufenthalte ... Schon kurz nach seiner Bekehrung hatte Gott ihm klargemacht, dass er sehr viel leiden müsste, weil er zu Jesus gehörte. Die Geschichte mit dem Korb kannst du in Apostelgeschichte 9,23-25 oder in 2. Korinther 11,32-33 nachlesen.

ÜBRIGENS:

Teile des heutigen Grundrisses der Altstadt von Damaskus gehen noch auf die römische Zeit zurück. Die *Gerade Straße*, von der du in Apostelgeschichte 9,11 liest, gibt es bis heute. Sie ist 1,5 km lang und heißt auf Arabisch *Darb el-Mustaqim*.



ZUM NACH-DENKEN:

Was bedeutet es für dich,
ein »guter Streiter Jesu Christi« zu sein?



ZUM NACH-MACHEN:

Wie wäre es, deine Familie beim nächsten Abendbrot mit einem Fladenbrot nach Damaskus-Art zu überraschen? Wenn deine Eltern einverstanden sind, natürlich!



Du brauchst dazu 500 g Mehl, 1 Päckchen Trockenhefe (oder ½ Würfel frische Hefe), 1 TL Salz, 1 TL Zucker, 3 EL Olivenöl und ca. 300 ml lauwarmes Wasser.

Aus diesen Zutaten knetest du einen Teig und lässt ihn etwa 45 Minuten lang zugedeckt an einem warmen Ort liegen. Dann formst du daraus zwei Fladenbrote. Bestreiche sie mit Eigelb oder Wasser und drücke mit deinem Finger kleine Löcher in den Teig. Wenn du magst, kannst du die Brote mit schwarzem Sesam bestreuen. Lass die Fladen noch einmal 15 Minuten lang ruhen und backe sie dann im vorgeheizten Backofen für ungefähr 8 Minuten bei 220 °C, bis sie goldbraun sind. Lass sie abkühlen – und dann guten Appetit! Wenn ihr euch zum Essen auf Kissen auf den Boden setzt, dann fühlt es sich wie ein Essen zur Zeit des Neuen Testaments an.



Station 2

Das Evangelium von Jesus Christus hat sich erstaunlich schnell im Römischen Reich ausgebreitet. Viele Menschen lernten Jesus kennen – Männer, Frauen und Kinder wie Linus. Sie leuchteten wie ein Licht in der Dunkelheit, genau dort, wo sie lebten. Doch bevor Jesus in den Himmel zurückkehrte, gab er seinen Jüngern einen Auftrag: *»Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium der ganzen Schöpfung!«*

Das bedeutet: *Alle* Menschen sollen von Jesus hören – nicht nur die in unserer Umgebung. Aus diesem Grund war der Apostel Paulus sein Leben lang unermüdlich unterwegs. Und nach ihm haben viele mutige Männer und Frauen den christlichen Glauben in die entferntesten Winkel der Erde getragen. Einer dieser sehr entfernten Winkel – zumindest aus Sicht der Römer, die sich selbst für das Zentrum der Welt hielten – war das Gebiet, in dem wir heute leben: Germanien. Wie war es hier damals?

Germanien war kein einheitliches Land. Hier lebten viele verschiedene Stämme wie zum Beispiel die Friesen, Sachsen, Bayern oder Hessen. Jeder Stamm hatte seine eigene Ordnung, seine eigene Sprache, seine eigenen Bräuche – und seine eigenen Götter. Diese Götter waren Naturgötter. Verehrt wurden sie an heiligen Orten, zum Beispiel in Wäldern, an Quellen oder bei alten Bäumen. Die Menschen mussten den Göttern regelmäßig Opfer bringen, um ihren Zorn zu besänftigen. Priester oder heilige Männer achteten streng darauf, dass die Rituale genau eingehalten wurden. Denn wer sich gegen die göttlichen Vorschriften stellte, war dem Zorn der Götter hilflos ausgeliefert – so glaubten sie.

Im 8. Jahrhundert machte sich ein Mann auf den Weg, um den Germanen zu erzählen, dass Gott ganz anders ist. Sein Name war Bonifatius. Er wollte ihnen zeigen, dass der wahre Gott keine Opfer von ihnen fordert, sondern im Gegenteil sogar seinen eigenen Sohn für sie geopfert hat. Doch nicht alle waren begeistert von dieser Botschaft. Eines Tages haben sie sogar ...

Aber sehen wir doch selbst. Bist du bereit für die nächste Station unserer Reise?

Der Tag, an dem die Eiche fiel

Denn groß ist der HERR
und sehr zu loben, und mehr zu
fürchten als alle Götter.

1. CHRONIK 16,25 (LUT2017)

Gedankenverloren saß Arnulf auf der Wiese, den Rücken an einen großen Stein gelehnt. Mit seinem Messer schnitzte er ein kleines Männchen aus einem Stück Holz. Viele Gedanken wanderten durch seinen Kopf. Da war die Sorge um seine kranke Schwester. Die Angst vor den Wutausbrüchen seines Vaters. Und die Unsicherheit, was er zu all den seltsamen neuen Dingen sagen sollte, von denen seine Mutter seit Kurzem so fest überzeugt war.

Als die untergehende Sonne die Spitze der großen Tanne berührte, wusste der Junge, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen. Er hängte sich seinen ledernen Beutel um und bückte

sich, um einen Grashalm abzurupfen. Den klemmte er zwischen seine Hände, führte sie an den Mund – und schon gellte ein scharfer Pfiff über die Wiese. Von den Hügeln hallte das **Echo** zurück. Plötzlich schien die Wiese lebendig zu werden: Eine ganze Herde Ziegen, die eben noch versteckt im hohen Gras gelegen hatte, sprang Arnulf entgegen. Der Junge zählte die Tiere, nickte befriedigt, und rannte dann vor ihnen her den Hügel hinunter. Bald konnte er die kleine Siedlung sehen, die sein Zuhause war.

Aus den meisten Hütten stieg Rauch auf und der köstliche Duft von Abendessen hing in der Luft. Jetzt erst merkte Arnulf, wie hungrig er von den vielen Stunden an der frischen Luft war.

Doch er sah sofort, dass in seiner Hütte kein Feuer brannte. Traurig ließ er die Schultern hängen. Sicher ging es Freya immer noch nicht besser und Mutter hatte wieder keine Zeit gefunden, etwas Warmes für die Familie zu kochen. Warum nur konnte **Donar**, der mächtige Gott seines Stammes, seiner Schwester nicht helfen? Sie hatten doch alle nötigen Opfer gebracht! Und sich genau an alle Vorschriften gehalten!

Arnulf dachte wehmütig daran, wie seine Schwester vor wenigen Wochen mit ihm die Ziegen gehütet hatte. Sie war immer fröhlich gewesen und hatte gern alle möglichen Dummheiten angestellt. Und nun lag sie seit mehr als vier-

zehn Tagen krank auf ihrer Strohmatratze, das Gesicht rot vor Fieber und die Augen dick geschwollen.

Arnulf brachte die Ziegen in den Bereich des Hauses, der als Stall diente. Durch die dünne Wand konnte er das laute Schimpfen seines Vaters hören, der wie so oft in letzter Zeit seine Frau anbrüllte: »Natürlich hilft Donar nicht, wenn eine Abtrünnige in diesem Haus wohnt! Eine, die heimlich den alten Göttern abgeschworen hat und jetzt an den Gott der Fremden glaubt. An einen Gott, der seinen eigenen Sohn an einem Stück Holz verbluten lässt! Ha, dass ich nicht lache!« Wütend spuckte er auf den Boden.

Arnulf schlich leise in den Raum und zog seine Schuhe aus, als er die verweinten Augen seiner Mutter bemerkte. In letzter Zeit hatte sie oft geweint. Die Sorge um die kranke Tochter und viele schlaflose Nächte hatten Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Und doch lag seit einigen Wochen etwas ganz Neues auf ihrem Ausdruck: eine tiefe Liebe, ein stiller Friede. Arnulf wusste, woher das kam: Immer wieder sah er Mutter am Lager seiner Schwester knien und beten. Sie redete so vertraut mit Gott, als wäre er nicht weit weg, sondern gerade hier in ihrer armseligen Hütte. Ja, seine Mutter hatte sich dem neuen Glauben zugewandt. Manchmal, wenn Vater nicht da war, erzählte sie auch Arnulf davon: von dem einen wahren Gott, der den Himmel und die Erde erschaffen hatte. Der alle Menschen liebte, obwohl sie so viel Böses taten. Und der

seinen geliebten Sohn für die Schuld dieser Menschen sterben ließ. Eine schöne Geschichte, ohne Frage – aber wohl doch eher etwas für Frauen und Schwächlinge!

Arnulf wurde aus seinen Gedanken gerissen, als es laut an der Tür klopfte. Es war Frowin, ihr Nachbar.

»Habt ihr's schon gehört? Morgen will dieser Bonifatius die Donar-Eiche fällen!«

Die Donar-Eiche, das war ein uralter, heiliger Baum, der dem Donnergott Donar geweiht war. Der Baum war so heilig, dass allein der Gedanke, ihn anzufassen, ungeheuerlich war. Und nun sollte dieser Baum gefällt werden. Unfassbar!

Arnulf sah, wie sein Vater rot vor Zorn wurde.

»Das ist das Todesurteil dieses Verrückten!«, stieß er wütend hervor. »Donar hat dem Treiben dieses unseligen Mannes lange genug zugesehen. Er wird es nicht dulden, dass seine heilige Eiche angetastet wird. Sicher wird er Bonifatius auf der Stelle töten.«

»Ja, das glauben alle. Bestimmt lässt der Gott des Donners einen Blitz vom Himmel fahren. Und vielleicht rechnet er bei dieser Gelegenheit auch gleich mit allen Dummköpfen ab, die unseren Göttern den Rücken zugekehrt haben! Solche Leute bringen Unglück über die ganze Gemeinschaft!« Ein böser Blick traf Arnulfs Mutter, die sich schnell an der Feuerstelle in der Mitte des Raumes zu schaffen machte.

Frowin fuhr fort: »Wir gehen jedenfalls morgen zur heiligen Eiche und schauen uns das Spektakel selbst an. Kommt ihr mit?«

»Natürlich, wir sind auch dabei!«, antwortete Vater.

Der nächste Tag brach strahlend hell an. Freya ging es genauso schlecht wie zuvor, unruhig warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, von bösen Fieberträumen geschüttelt. Immer wieder wischte Mutter ihr mit einem kühlen Tuch die Stirn ab.

»Du bleibst besser bei ihr«, bestimmte Vater. Ob er an Frowins Worte gedacht hatte, dass sich Donar vielleicht nicht nur an Bonifatius, sondern an allen Christen der Gegend rächen würde? Er war zwar nicht glücklich darüber, dass seine Frau sich dem neuen Glauben zugewandt hatte, aber verlieren wollte er sie auch nicht.

Arnulf fröstelte. Was war mit ihm? Woran glaubte er? Mutter hatte ihm viel von dem himmlischen Vater und seinem Sohn Jesus Christus erzählt, doch er war noch unschlüssig, auf wessen Seite er stand. Wem wollte er sein Vertrauen schenken? Jesus oder Donar? Er wusste es nicht.

Als Arnulf und sein Vater an der heiligen Eiche ankamen, in deren Schatten sonst immer die großen Opferfeste stattfanden, waren dort bereits viele Menschen versammelt. Er

entdeckte den Nachbarn Frowin und seine Familie in der ersten Reihe.

Bonifatius stand auf einem hölzernen Podest und predigte mit lauter Stimme. Frowins wütende Zwischenrufe und die geballten Fäuste mancher anderer Männer schienen ihn nicht zu beeindrucken.

Nach der Predigt ließ sich Bonifatius eine Axt geben und ging entschlossen auf den großen Baum zu.

Die Menge hielt den Atem an. Jetzt musste es passieren! Jetzt würde ihr Gott Donar zeigen, wie stark er war. Niemals würde er dulden, dass dieser Lästerer seinen Baum auch nur berührte! Gleich würde ein Donnerschlag den Ungläubigen umwerfen oder der Boden ihn für immer verschlingen. Ängstlich wichen die Menschen einige Schritte nach hinten. Weit genug, um selbst in Sicherheit zu sein, doch nah genug, um alles genau beobachten zu können.

Laut klangen die Axthiebe durch die Stille, als das scharfe Eisen auf das alte Holz traf. Der Stamm der Eiche war dick und die Arbeit anstrengend. Immer wieder musste sich Bonifatius den Schweiß von der Stirn wischen. Einige seiner Freunde kamen, um ihm beim Fällen zu helfen.

Immer weiter drangen ihre Äxte in den dicken Stamm. Die Menge wich zur Seite, als der majestätische Baum langsam zu kippen begann.

Das konnte doch nicht wahr sein! Sicher würde Donar im allerletzten Moment …? Mit einem grellen Blitz aus heiterem Himmel …?

Die Menschen hielten den Atem an und rückten neugierig weiter nach vorne.

Doch nein, nichts dergleichen geschah. Stattdessen neigte sich der alte Riese immer weiter und krachte dann plötzlich mit so großem Getöse auf den Boden, dass die Erde erbebte. Die heilige Eiche war gefällt worden – wie ein ganz normaler Baum!

Manche Menschen fielen auf ihre Knie und begannen zu weinen. Andere liefen schreiend davon. Wo war Donar? Warum hatte er nicht eingegriffen? War er zu schwach, seinen heiligen Baum zu verteidigen? Oder gab es ihn am Ende gar nicht?

Arnulf sah, wie sein Vater auf den Baum zuging und den Stamm mit zitternden Händen berührte – zum ersten Mal in seinem Leben. Dann nickte er seinem Sohn zu und beide gingen nach Hause, ohne ein Wort miteinander zu reden. Arnulf spürte, wie es in seinem Vater arbeitete. Die ganze Zeit murmelte er etwas vor sich hin …

Als sie sich ihrer Hütte näherten, kam ihnen jemand entgegengerannt. Es war Mutter und ihr Gesicht strahlte vor

Freude: »Sie schläft! Das erste Mal seit Tagen tief und ruhig. Ich glaube, sie wird wieder gesund werden! Jesus Christus hat meine Gebete erhört!«

Über das Gesicht des Vaters ging ein Leuchten. Er nahm seine Frau an der Hand und ging mit ihr ins Haus. Arnulf sah, wie sie beide in einer Ecke saßen und redeten. Mutter schien Vater etwas zu erklären. Tränen liefen ihm über das wettergegerbte Gesicht. In diesem Augenblick fiel ein Sonnenstrahl durch das Fenster der kleinen Hütte. Da wusste Arnulf, dass an diesem Tag ein neues Licht in seiner Familie aufgegangen war.

Bonifatius (673–754/755) kam aus dem Gebiet des heutigen Englands und wurde Missionar im damals noch heidnischen Germanien. Im Jahr 723 fällte er die Donar-Eiche im hessischen Geismar, um zu zeigen, dass der Gott der Christen stärker ist als die germanischen Götter. Dieses Ereignis machte einen tiefen Eindruck auf die zahlreichen Zuschauer und führte zur Ausbreitung des Christentums in dieser Gegend. Ob unter den Zuschauern auch ein Junge namens Arnulf war? Das weiß ich nicht, aber möglich ist es.

Bonifatius starb mit 80 Jahren auf einer Reise zur Missionierung der Friesen den **Märtyrer** *tod. Zu seiner Zeit kannten leider viele Menschen die Bibel nicht besonders gut. So konnten sich falsche Vorstellungen über die Kirche*

und den Glauben verbreiten. Wie gut, dass Gott 800 Jahre später durch Martin Luther eine Reformation schenkte, in der viele wieder zum Glauben der Bibel zurückkehrten.

ÜBRIGENS:

Die meisten germanischen Häuser hatten damals eine Feuerstelle mitten im Raum, aber keinen Kamin. Der Rauch zog also einfach durch das Dach oder die Tür ab, was bedeutete, dass die Menschen ständig in einer Art Räucherkammer lebten. Der Vorteil des Ganzen: Das Fleisch und die Wurst, die von der Decke hingen, wurden gleich mitgeräuchert.



ZUM NACH-DENKEN:

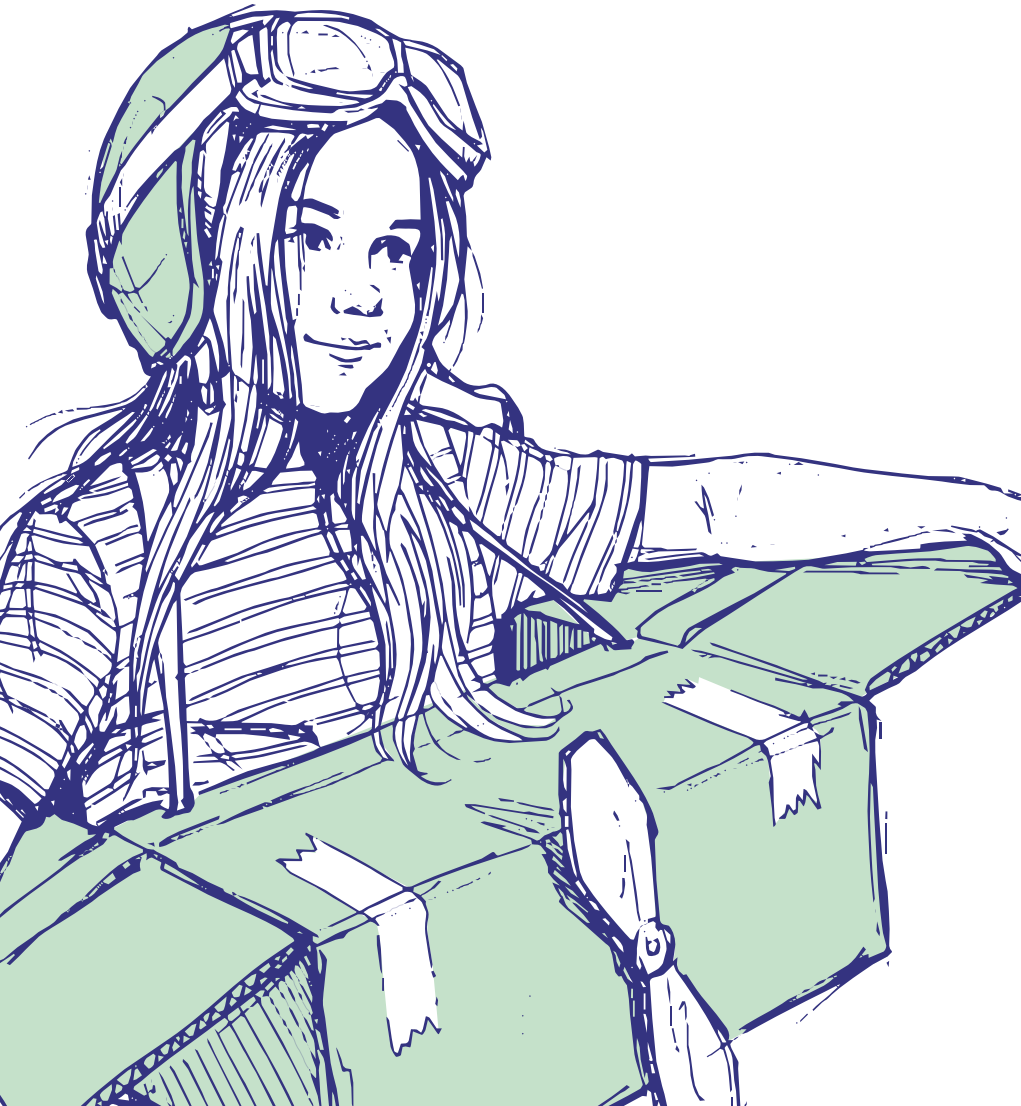
Der erste Christ in einer Familie, einer Klasse oder sogar einer ganzen Gegend zu sein, erfordert sehr viel Mut. In welchen Situationen brauchst du Mut, um zu Jesus Christus zu stehen?



ZUM NACH-MACHEN:

Hast du schon einmal wie Arnulf auf einem Grashalm gepfiffen? Wenn nicht, musst du das unbedingt einmal ausprobieren. Such dir einen langen, breiten Grashalm. Dann halte deine beiden Daumen nebeneinander, sodass sie sich fast berühren. Zwischen den Daumen bleibt ein kleiner Spalt frei. Nun musst du den Grashalm zwischen deine beiden Daumen legen und so spannen, dass er senkrecht in dem Spalt steht. Setze die Lippen an die Daumen und puste kräftig durch den Spalt. Wenn alles klappt, fängt der Grashalm an zu vibrieren und macht einen lauten, hohen Ton – wie eine Trillerpfeife. Und wenn es nicht klappt: Nimm einen anderen Grashalm und probier's noch mal.





Station 3

Martin Luther – diesen Namen haben wir ja eben schon erwähnt.

Sein größter Wunsch war es, Gott zu gefallen, um in den Himmel zu kommen. Deshalb wurde er Mönch und führte ein sehr strenges Leben: Er betete zu festen Zeiten, fastete regelmäßig, verzichtete auf jeden Luxus und beichtete täglich.

Doch obwohl Martin so fromm lebte, hatte er keinen Frieden im Herzen. Immer wieder fragte er sich: *Wie kann der heilige Gott einem Menschen gnädig sein, der doch ständig schlechte Gedanken hat und sündigt?* Diese Frage ließ den jungen Mann nicht mehr los. Viele, viele Stunden verbrachte er in der Studierstube seines Klosters und las die Bibel – auf Griechisch, Hebräisch und Latein. Denn auf Deutsch gab es das Wort Gottes damals nicht.



Eines Tages machte Luther in Römer 3,28 eine besondere Entdeckung. Dort steht – du kannst es selbst in deiner Bibel nachlesen –, dass wir allein durch den Glauben gerechtfertigt

werden – also: von Gott für gerecht erklärt werden. Allein durch den Glauben daran, dass Jesus am Kreuz die Strafe für unsere Sünden getragen hat. Gott spricht uns also nicht wegen unserer Anstrengungen, unserer guten Werke, Spenden oder Gebete gerecht, sondern wir werden allein durch den Glauben gerettet – an das, was Jesus für uns getan hat. Diese Erkenntnis war für Luther eine große Befreiung. Sein Leben lang freute er sich an dem kleinen Wort »allein«.

Luther konnte diese Entdeckung nicht für sich behalten. Eifrig schrieb und predigte er darüber. Durch den Buchdruck verbreiteten sich seine Gedanken in Windeseile. Und dann begannen die Probleme! Die Kirche fürchtete, Macht, Geld und Einfluss zu verlieren. Bald brodelte es im ganzen Land. Auf dem Reichstag zu Worms (einer großen Versammlung) im Jahr 1521 erklärte Luther mutig vor dem Kaiser und vielen kirchlichen und weltlichen Würdenträgern, dass er an dem festhalten würde, was er aus der Bibel als wahr erkannt hatte. Daraufhin wurde er für vogelfrei erklärt. Das bedeutete: Jeder durfte ihn töten, ohne dafür bestraft zu werden. Und es gab viele, die das nur zu gerne getan hätten!

Doch Luther hatte nicht nur Feinde, sondern auch mächtige Freunde. Einer davon war Kurfürst Friedrich der Weise. Dieser Mann hatte eine Idee: Luther sollte für einige Monate spurlos

verschwinden, bis sich die Lage im Land beruhigt hatte. Am besten, man »entführte« ihn – so wusste niemand, wo er war und ob er überhaupt noch lebte.

Und so geschah es: Als Luther einmal ahnungslos durch den Wald ritt, stürmten plötzlich maskierte Männer auf Pferden aus dem Gebüsch. Ihre Waffen blitzten im Sonnenlicht. Sie umringten den Mönch, packten die Zügel seines Pferdes und ritten mit ihm davon. Wohin? Das wusste niemand ...

Aber stell dir vor, wir könnten der Truppe folgen. Aus sicherer Entfernung natürlich. Nach einem langen Ritt von über fünfzig Kilometern quer durch den Wald windet sich der Weg in engen **Serpentinen** steil den Berg hinauf. Der Boden ist vom Regen ausgewaschen und rutschig. Links und rechts ragen raue Felsen auf, die bald in hohe Mauern übergehen. Schließlich führt eine hölzerne Zugbrücke über einen schmalen Graben. Dahinter liegt der Innenhof einer alten Burg.

Herzlich willkommen auf der Wartburg! Bist du bereit für die nächste Station?

Das heilige Buch

Wer mein Wort hört und glaubt dem,
der mich gesandt hat, der hat ewiges
Leben und kommt nicht ins Gericht,
sondern er ist aus dem Tod
in das Leben übergegangen.

JOHANNES 5,24

»Und jetzt soll *ich* natürlich mehrmals am Tag die lange Treppe in den zweiten Stock hinaufsteigen und dem edlen **Junker** sein Essen bringen!« Die dicke Ursel hatte die Hände in die Hüften gestemmt und blickte aufgebracht in der Küche umher.

»Als ob ich vor dem Weihnachtsfest nicht schon genug Arbeit hätte! Warum können das nicht weiterhin die **Pagen** des **Kastellans** machen?«

Die Mägde und Knechte, die an dem langen Tisch saßen und ihre Suppe schlürften, murmelten zustimmend.

»Mach, was dir gesagt wird, und halt den Mund. Das wäre mein Vorschlag«, sagte einer der Stallburschen, bevor er sich einen weiteren Schlag Suppe in seine Schüssel füllte.

»Und frag nicht genauer nach, wer dieser angebliche Junker Jörg ist«, ergänzte ein anderer. »Er ist irgendwann im Mai hier angekommen. Die ersten Wochen hat er in der kleinen Kammer direkt über dem Zimmer des Kastellans geschlafen. In dieser Zeit hab ich ihn einmal kurz von hinten gesehen. Seine Frisur sah sehr komisch aus für einen Junker. Und warum ist er nie draußen bei den anderen? Aber stell keine Fragen, sag ich dir.«

»Ja, der Kerl ist merkwürdig«, mischte sich ein anderer ein. »Hockt den ganzen Tag in seinem Zimmer. Erst in den letzten Wochen ist er ab und zu im Burghof spazieren gegangen und hat auch mal im Großen Saal gegessen. Aber er redet mit niemandem. Als ob er sich verstecken würde.« Der Mann wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und stellte seine Schüssel auf den großen Holztisch, auf dem immer das schmutzige Geschirr gesammelt wurde. »Vielleicht ist er ein Verbrecher? Wie auch immer. Danke für die Suppe. Ich muss jetzt wieder an die Arbeit.«

»Mir ist es egal, wer der angebliche Junker ist. Aber dass *ich* ihn zusätzlich zu all meiner anderen Arbeit versorgen soll, das gefällt mir nicht«, stellte die dicke Ursel klar. »Sogar den Ofen in seinem Zimmer soll ich ihm morgens anmachen!«

»Warum schickst du nicht die Kleine hoch? Sie läuft die vielen Treppenstufen viel schneller als du«, meinte eines der Küchenmädchen.

»Und sie passt auch besser durch das enge Treppenhaus!«, rief eine andere. Alle lachten.

»Unverschämtheit!« Die dicke Ursel tat so, als würde sie dem Mädchen mit der Suppenkelle eins überziehen wollen. Dann sagte sie friedfertig: »Ihr habt ja recht. Ich schicke das Mädchen. Gretel? Komm her, du bringst dem Junker Jörg die Suppe rauf. Und nimm gleich frische Bettwäsche mit.«

Kurze Zeit später balancierte die zwölfjährige Gretel einen Stapel Wäsche und ein Tablett mit Suppe, Brot und einem Krug Wasser die Treppe bis in den zweiten Stock hinauf. Unschlüssig stand sie vor einer dunkel gestrichenen Holztür. War das das richtige Zimmer? Sie klopfte.

»Herein!«

Das Zimmer war klein. In der Ecke stand ein Bett, gegenüber ein grüner Kachelofen. Unter dem Fenster war ein Schreibtisch, an dem ein Mann saß, der das Mädchen kurz, aber freundlich anblickte. Er trug ein dunkles Wams, darunter ein Hemd aus hellem Leinen.

»Ah, da kommt mein Mittagessen.« Mit einer Hand schob der Mann einige Bücher und Papierstapel auf dem Schreibtisch beiseite. Da stand auch ein großes Tintenfass und ein

Glas mit mehreren Schreibfedern. »Du kannst das Tablett hier hinstellen. Danke dir!«

Als Gretel die Zimmertür hinter sich zuzog, sah sie noch, dass der Mann gar nicht anfing zu essen, sondern sich stattdessen wieder gleich über die Bücher beugte. Was er da nur machte?

Gretel hatte keine Zeit, weiter über diese Frage nachzudenken. Kaum war sie wieder unten in der Küche, hörte sie die Stimme ihrer Tante Ursel: »Da bist du ja endlich. Die Leute sind mit dem Essen fertig, du kannst beim Abtrocknen helfen. Und wenn du fertig bist, brauche ich dich zum Saubermachen in der großen Wohnstube!«

Gretel seufzte. Ihre Tante sorgte wirklich dafür, dass sie keine Langeweile hatte!

Eigentlich kam Gretel aus Stedtfeld, einem Dorf nicht weit von der Wartburg entfernt. Ihre Eltern hatten einen Hof, und alle paar Tage kam ihr Vater, um frische Milch und Eier in der Burgküche abzuliefern. Im Sommer hatte er Gretel mitgebracht und sie in die Obhut seiner Schwester gegeben, die auf der Burg arbeitete. »Ein Esser weniger im Haus und dafür mehr Geld in der Tasche«, hatte er zufrieden gesagt.

Gretel war stolz, dass sie mit ihrem kleinen Lohn mithelfen konnte, die Familie zu versorgen. Geld konnten sie immer gebrauchen – besonders, seitdem ihr jüngster Bruder Hans dauernd krank war. Der Kleine war nun zwei Jahre alt, konnte

aber immer noch nicht laufen. Die meiste Zeit des Tages lag er mit blassem Gesicht in seinem Bettchen und jammerte vor sich hin. Den ganzen Sommer über hatte er schrecklich gehustet. Gretel zog es das Herz zusammen, wenn sie daran dachte. Nichts hatte ihrem Bruder helfen können. Und jetzt war der kalte Winter da! Wenn der kleine Hans sterben würde – wie schrecklich wäre das! Zumal die Familie kein Geld hatte, um ihn aus dem Fegefeuer freizukaufen. Dorthin kam man nach dem Tod, um für seine Sünden zu büßen und vor Gott rein zu werden.

»Gretel, du träumst ja schon wieder!« Die Worte ihrer Tante rissen Gretel aus ihren Gedanken. Lieber nicht zu viel an ihren kleinen Bruder denken und dafür schnell den nächsten Teller abtrocknen …

Mehrmals am Tag stieg Gretel von nun an die Treppe zur Kammer im zweiten Stock hinauf. Der Mann, der dort am Schreibtisch saß und eifrig las oder schrieb, beachtete sie kaum. Er bedankte sich nur kurz und machte dann sofort mit seiner Arbeit weiter. Oder er blickte einfach nur nachdenklich aus dem Fenster, das eine herrliche Aussicht über das weite Land bot. Manchmal stand das Essen der vorherigen Mahlzeit unangerührt da.

Was der Mann da wohl aufschrieb? Waren es Briefe? Oder etwas anderes? Und was waren das für geheimnisvolle dicke

Bücher, die auf seinem Tisch lagen? Gretels Neugier war geweckt. Irgendwann fasste sie sich ein Herz.

»Was ist das für ein Buch?«, fragte sie schüchtern, als sie wieder ein Tablett mit Essen abstellte, und zeigte auf das dicke Buch, über das sich der Mann gerade beugte.

»Entschuldigung, hast du mit mir geredet?«

Mit wem denn sonst?, dachte Gretel. Laut sagte sie: »Was das für ein Buch ist, habe ich gefragt.«

»Es ist Gottes heiliges Wort«, sagte der Mann. Seine Stimme klang ehrfürchtig. Sein Blick ging aus dem Fenster über die kahlen Bäume bis in den Himmel hinein. »Das heilige Wort«, flüsterte er.

Verwirrt schloss Gretel die Tür hinter sich. Heiliges Wort? Wohl so etwas wie ein Buch mit geheimnisvollen Kräften. Sie wusste, dass manche Leute in ihrem Dorf Heiligenfigürchen hatten, die gegen Krankheiten helfen sollten. Wahrscheinlich war dieses Buch so etwas Ähnliches. Es musste echt besonders heilig sein, wenn nur dieser eine merkwürdige Mann darin lesen durfte! So ganz einsam und versteckt in seinem Zimmer ...

Plötzlich schoss ein Gedanke durch ihren Kopf: Ob eine von den heiligen Seiten ihren Bruder gesund machen würde? Der Gedanke ließ Gretel nicht mehr los. In ihrem Herzen reifte ein Plan heran ...

Gretels Geheimnis

Zwei Wochen später bot sich endlich die passende Gelegenheit. Als Gretel an diesem Morgen in die Stube trat, war Junker Jörg nicht da. Wie immer war der ganze Schreibtisch mit Büchern und Papieren bedeckt. Welches war noch mal das heilige Buch, das der Mann ihr gezeigt hatte? Gretel nahm einen Stapel Schriften in die Hand. Nein, diese sahen anders aus. Vielleicht das hier? Sie hielt inne. Knarrte da nicht die Holztreppe? Kam jemand die Treppe herauf? Sie musste sich beeilen. Am besten nahm sie einfach eine der losen Seiten, die überall auf dem Schreibtisch verstreut lagen. Sicher hatten sie auch mit dem heiligen Buch zu tun. Das Mädchen nahm eine eng beschriebene Seite und ließ sie blitzschnell in ihrer Schürzentasche verschwinden. Wenn sie das nächste Mal mit ihrem Vater nach Hause fuhr, würde sie diese Seite ins Bettchen ihres Bruders legen. Wenn er auf heiligem Papier schlief, dann würde er sicher bald wieder gesund werden! In diesem Moment ging die Tür auf und Junker Jörg kam herein.

»Ich … ich hab nur wieder Essen hingestellt«, stammelte Gretel. Sie zeigte auf das Tablett und ging dann schnell nach draußen, mit einer Hand das kostbare Papier in ihrer Schürzentasche beschützend.

Es war fünf Wochen später, an einem Tag Ende Februar. Der Schnee lag fast einen halben Meter hoch und es war eisig kalt. Auch die kleine Stube oben auf der Wartburg wurde nicht richtig warm, obwohl der Ofen den ganzen Tag über brannte. Überall zog kalte Luft durch die Ritzen.

Doch der Mann, der hier oben schrieb und schrieb, schien von alledem nichts zu merken. Jedes Mal schwitzte Gretel trotz der Kälte vor lauter Aufregung, wenn sie die Tür zur Kammer aufmachte und das Essen hineinbrachte. Der Mann musste doch eigentlich hören, wie laut ihr Herz klopfte! Doch meistens beachtete er sie gar nicht weiter.

Ob er es tatsächlich nicht bemerkt hatte, dass eine seiner heiligen Seiten fehlte? Bei ihrem nächsten Besuch zu Hause hatte Gretel die Seite unbemerkt unter das Fell geschoben, auf dem ihr kleiner Bruder schlief. Ihre Mutter durfte ja nichts merken. Aber wirkte der Zauber auf diese Weise überhaupt? Vielleicht musste das heilige Papier auch auf die Stirn des Jungen gelegt werden. Vielleicht funktionierte es nicht, wenn ein Fell zwischen dem Papier und dem Kranken war.

Es gab nur einen Weg: Gretel musste den Mann unauffällig fragen, was genau es mit dem heiligen Buch auf sich hatte und wie man seine Kraft nutzbar machen konnte.

Als das Mädchen am nächsten Morgen eine Schüssel mit Haferbrei nach oben trug, fasste sie sich ein Herz und fragte

den geheimnisvollen Junker: »Du hast gesagt, dass das Buch heilig ist. Wie wirkt es denn? Ich meine, muss ich es berühren? Oder reicht es, wenn ich etwas berühre, was das Buch berührt hat?«

»Entschuldigung, was hast du gesagt?«

Warum hatte man bei diesem Mann immer das Gefühl, dass man ihn von ganz weit weg herholen musste? Oder hörte er einfach nur schlecht?

Gretel sagte etwas lauter: »Ich habe gefragt, wie man das heilige Buch benutzt.«

»Wie man es benutzt?« Der Mann sah das Mädchen ratlos an. »Das ist ein Buch, junge Frau. Bücher benutzt man, indem man sie liest. Hast du denn lesen gelernt?«

»Nein, das war nicht möglich«, sagte Gretel traurig. »Ich musste immer arbeiten. Aber ich frage mich, wie ... wie die Heiligkeit des Buches jemandem helfen kann. Wie man seine Kraft anwendet.«

»Ach so.« Jetzt endlich schien der Mann zu verstehen. »Komm mal her.« Er winkte Gretel zu sich und zog ein großes, schweres Buch in die Mitte des Schreibtisches.

»Dieses Buch ist die Heilige Schrift. Es ist das Wort Gottes an uns Menschen. Das Buch ist nicht heilig in dem Sinn, dass es dir etwas nützt, es anzufassen. Du musst die *Worte* des Buches verstehen. Darauf kommt es an. Der Inhalt hat Kraft, nicht das Buch selbst.«

»Es bringt mir also nichts, wenn ich das Buch oder seine Seiten berühre?«, rief das Mädchen enttäuscht aus. »Auch nicht, wenn ich krank bin?«

»Nein, selbst dann nicht. Und leider würde dir das Buch auch nichts nützen, wenn du lesen könntest.« Der Mann seufzte. »Es ist nämlich auf Latein geschrieben. Da müsstest du erst einmal Latein lernen. Hier habe ich außerdem ein Neues Testament auf Griechisch und eine hebräische Bibel. Weil es noch keine deutsche Bibel gibt, übersetze ich sie in unsere Sprache. Daran arbeite ich bereits seit vielen Wochen.«

Gretels Entschluss

Abends in ihrer Kammer konnte Gretel lange nicht einschlafen. Das Schnarchen der anderen Mägde störte sie, die Luft war stickig und abgestanden. Dazu wurde sie von Selbstvorwürfen gequält.

Alles war umsonst gewesen! Alle Aufregung, alles Herzklopfen. Sie hatte etwas Heiliges gestohlen und ihrem Bruder nutzte es nicht einmal etwas! Konnte sie ihr Vergehen irgendwie wiedergutmachen? Wie würde der Mann reagieren, wenn sie ihm sagte, dass sie eine der heiligen Seiten mitgenommen hatte? Würde er den Diebstahl ihrer Tante verraten? Würde sie ihre Stellung verlieren?

»Wenn Papa mich das nächste Mal mit nach Hause nimmt, dann hole ich die Seite und bringe sie dem Mann zurück«, nahm Gretel sich fest vor. »Egal, was passiert.«

Erleichtert schlief sie ein.

Es wurde März, bis Gretels Vater seine Tochter das nächste Mal für ein paar Tage mit nach Hause nahm. Der kleine Hans lächelte schwach, als er seine Schwester sah. Es ging ihm nicht viel besser – aber auch nicht schlechter. Gretel tastete unter das Fell. Ja, da war das Papier, Mutter hatte es noch nicht entdeckt. Schnell steckte sie es wieder in ihre Schürzentasche.

Als das Mädchen einige Tage später mittags die dunkle Holztür zur Stube im zweiten Stock öffnete, schien die Sonne hell ins Zimmer. Draußen sangen die Vögel, der Schnee war längst geschmolzen, Frühling lag in der Luft. Der Schreibtisch war viel aufgeräumter als sonst, und auf dem Gesicht des Mannes spiegelte sich eine große Freude.

»Genau passend, mein Essen«, sagte er fröhlich. »Gerade habe ich es geschafft: Die Übersetzung ist fertig!« Er zeigte auf einen großen Stapel Papiere. »Matthäus 1 bis Offenbarung 22. Alles auf Deutsch. So, dass ein Kind es verstehen kann.«

Fröhlich tippte er Gretel auf die Stirn. »Du bist doch ein kluges Mädchen. Sag deinem Papa, dass du unbedingt lesen

lernen willst. Dann kannst du das Heilige Buch selbst lesen. Übrigens – danke, dass du mich immer so gut versorgt hast. Ich habe dich oft nicht beachtet, weil ich so in meine Arbeit vertieft war. Das tut mir leid. Eigentlich mag ich Kinder.«

»Hast du denn selbst welche?«, fragte Gretel neugierig. Der Mann war ja wie ausgewechselt ... Wenn er so freundlich war, fand sie vielleicht auch gleich den Mut, ihm von der gestohlenen Seite zu erzählen.

»Ich und Kinder?« Der Mann lachte so laut, dass Gretel erschrocken einen Schritt zurückwich. »Nein, meine Kleine. Das wird niemals passieren. Aber ...« Plötzlich wurde er wieder ernst. »Hast du noch etwas auf dem Herzen? Du siehst mich so sonderbar an ...«

Und da erzählte Gretel dem Junker alles: von ihrem kranken Bruder, der nicht sterben durfte, weil sie kein Geld hatten, um ihn aus dem Fegefeuer zu erlösen. Und dass sie heimlich eine der kostbaren Seiten genommen hatte, um sie ihm ins Bettchen zu legen.

»Hier ist das heilige Papier«, sagte Gretel und zog die zerknitterte Seite hervor. »Es tut mir leid.«

Der Mann nahm die Seite und glättete sie. »Tatsächlich. Ich habe dieses Blatt überall gesucht. Am Ende dachte ich, ich wäre einfach durcheinandergekommen und hätte den Text gar nicht übersetzt.« Er blickte das Mädchen, das schüchtern vor ihm stand, freundlich an. »Es ist gut, dass du mir alles

gesagt hast. Es war dir klar, dass du diese Seite nicht nehmen durftest, oder?«

Gretel nickte.

»Wenn wir etwas Unrechtes tun, dann meldet sich unser Gewissen. Es ist wichtig, dass wir denjenigen um Verzeihung bitten, an dem wir schuldig geworden sind. Ich vergebe dir gerne. Aber – du musst auch Gott um Vergebung bitten.«

Als Gretel ihn fragend ansah, räusperte der Mann sich und fuhr dann fort: »Du hast dich getraut, zu mir zu kommen. Das hast du gut gemacht. Und genau so kannst du auch zu Gott kommen. Weißt du, Gott ist Liebe. Er liebt besonders die Kinder – dich und deinen Bruder. Er möchte nicht, dass nur ein einziges Kind verloren geht.«

»Aber wie ist das mit dem Fegefeuer?«, traute Gretel sich zu fragen.

»Schau mal hier auf die Seite, die du genommen hast.« Wieder strich der Mann die Seite glatt und zeigte mit seinem Finger auf eine Zeile am Ende des Papiers: »Hier steht etwas ganz Wichtiges. Das hat Jesus Christus gesagt. Von dem hast du doch gehört, nicht wahr?«

Gretel nickte wieder.

»Jesus Christus hat gesagt: *Wer mein Wort hört, und glaubt dem, der mich gesandt hat, der kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tod ins Leben übergegangen.*« Der

Mann schaute Gretel an und wiederholte: »Wer glaubt, der kommt nicht ins Gericht. Steht da etwas vom Fegefeuer?«

»Nein«, gab Gretel zu. »Aber vielleicht an einer anderen Stelle?«

»Nein, auch nicht an einer anderen Stelle. Ich versichere dir, ich habe das ganze Buch gelesen. Mehrmals. Von einem Fegefeuer habe ich nichts gefunden.«

»Ehrlich?«

»Ja. Wer an Jesus Christus glaubt, der kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tod ins Leben übergegangen. Kannst du dir diesen Satz merken? Komm, wir sagen ihn einmal gemeinsam.«

Leise sprach Gretel den Vers nach, den der Mann ihr vorsagte. Was waren das für wunderbare Worte! Vom Tod ... direkt ins Leben! Zu dem Gott, der Liebe ist. Der die Kinder liebte. Sicher galt das auch für den kleinen Hans.

Durch das Fenster der Kammer beobachtete sie einen Vogel, der sich von einem Baumwipfel aus in den blauen Himmel schwang. Ihr Herz wurde auf einmal ganz leicht.

»Danke«, flüsterte sie. »Ich bin froh, dass ich nun wenigstens *einen* Satz aus dem heiligen Buch kennen darf.«

Es ist nicht bekannt, ob Martin Luther, der sich nach seiner Entführung zehn Monate lang als Junker Jörg verkleidet auf

der Wartburg versteckt hielt, dort ein Zimmermädchen namens Gretel getroffen hat – aber möglich ist es ja.

Im Dezember 1521 begann Luther mit der Übersetzung des Neuen Testaments. Elf Wochen später, im März 1522, war er fertig. Kurze Zeit später verließ er die Wartburg.

Die Reformation ging weiter und immer mehr Menschen hörten von der frohen Botschaft der Gnade. Luther war es wichtig, dass öffentliche Schulen gegründet wurden, in denen Jungen und auch Mädchen aus ärmeren Familien lesen und schreiben lernten. Und noch etwas Erstaunliches passierte: Obwohl Luther selbst nicht mehr damit gerechnet hatte, heiratete er mit 41 Jahren und bekam sechs Kinder. Übrigens: Seine jüngste Tochter hieß Margarete und trug den Spitznamen Gretel.

Da Luther die Unterweisung der Kinder besonders wichtig war, schrieb er den »Kleinen Katechismus«, in dem in Fragen und Antworten die wichtigsten Themen des christlichen Glaubens kindgerecht behandelt werden.



ZUM NACH-DENKEN:

Welche Verse aus der Bibel
kannst du auswendig aufsagen?

ÜBRIGENS:

Luther hat die Bibel nicht nur ins Deutsche übersetzt, sondern mit seiner Übersetzung eine einheitliche deutsche Sprache überhaupt erst geschaffen. Viele Bibelverse übersetzte er so wortgewandt, dass sie als Redewendungen in unserem Alltag bis heute überlebt haben, zum Beispiel:

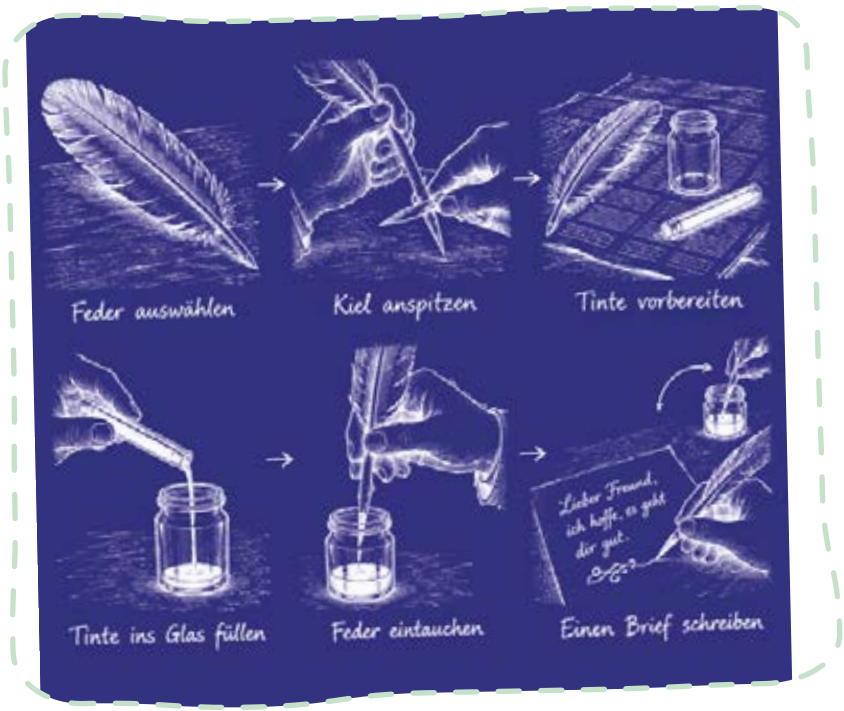
- Im Schweiße seines Angesichts arbeiten (siehe 1. Mose 3,19)
- Perlen vor die Säue werfen (siehe Matthäus 7,6)
- Die Spreu vom Weizen trennen (siehe Matthäus 3,12)
- Ein Herz und eine Seele sein (siehe Apostelgeschichte 4,32)



ZUM NACH-MACHEN:

Willst du einmal schreiben, wie das die Menschen im Mittelalter und lange danach getan haben? Dazu brauchst du zuerst eine Vogelfeder. Am besten funktioniert es mit einer Truthahn- oder Gänsefeder, im Prinzip geht aber auch eine andere

große Feder. Den Kiel der Feder musst du mit einem scharfen Messer oder einer Schere anspitzen. Lass dir dabei von einem Erwachsenen helfen. Lege deinen Tisch mit etwas Zeitungspapier aus und schneide vorsichtig eine Tintenpatrone auf. Fülle die Tinte in ein Glas. Jetzt tauche die Spitze deiner Feder in die Tinte ein – und los geht das Schreiben! Nach wenigen Worten ist die Tinte aufgebraucht und du musst die Feder wieder eintauchen. Vielleicht schreibst du einmal einen ganzen Brief mit dieser Methode!





Station 4

Von der spannenden Zeit der Reformation gehen wir nun ungefähr 200 Jahre weiter, ins Jahr 1735. Wir befinden uns nicht mehr auf deutschsprachigem Boden, sondern sind in England, genauer gesagt in London. Hier leben zu dieser Zeit etwa 750 000 Menschen auf engstem Raum zusammen. Viele Kutschen, Pferdefuhrwerke und Unmengen von Fußgängern schieben sich durch die Straßen und Gassen. Überall ist es schmutzig und laut. Ein großer Fluss windet sich quer durch die Stadt: die Themse. Nördlich der *London Bridge* liegt das Hafengelände. Hier gibt es Dutzende von kleinen und großen **Kais** , an denen Schiffe aus aller Herren Länder festmachen. Es riecht nach Salz, Fisch, Rum und exotischen Gewürzen … und nach dem stinkenden Abwasser, das aus der Stadt in den Fluss geleitet wird.

Siehst du da vorne das große Segelschiff mit den drei Masten? Es wird in Kürze nach Amerika segeln, in die »Neue Welt«, wie

man damals sagte. Alles ist für die lange Überfahrt vorbereitet, nur die Passagiere und das Gepäck fehlen.

Doch siehst du das? Auf dem oberen Deck steht schon jemand. Es ist ein etwa elfjähriges Mädchen. Es lehnt an der Reling, den Kopf in die Hände gestützt. Der Wind zerrt an den beiden Zöpfen und trägt den Lärm des Hafens herüber. Am Kai wartet eine große Gruppe Männer, Frauen und Kinder darauf, endlich an Bord des Schiffes gehen zu dürfen.

Nun wird die Landungsbrücke hinuntergelassen. Von hier oben sieht es aus, als würde eine lange bunte Schlange langsam im Bauch des Schiffes verschwinden. Unglaublich, was die Leute alles mitschleppen! Männer wuchten Kisten und Säcke über die schwankenden Bretter. Einer trägt einen Pflug, ein anderer balanciert einen Käfig mit gackernden Hühnern auf dem Kopf. Ein kleines Kind hält seine Puppe fest an sich gepresst.

Das Mädchen, das oben an der Reling steht, beobachtet alles genau. Plötzlich nähert sich ein Junge von hinten. Wenn wir gut hinhören, können wir verstehen, worüber die beiden miteinander reden. Sollen wir?

Gefährliche Überfahrt

Gott ist uns Zuflucht und Stärke,
als Beistand in Nöten reichlich gefunden.

PSALM 46,2

»Hey, du! Sprichst du Deutsch?«

Mary drehte sich um. Vor ihr stand ein Junge mit strohblonden Haaren und blitzenden blauen Augen.

»Ja, ein bisschen.«

Mary fuhr seit ihrer Kindheit auf diesem Segelschiff, der *Simmonds*. Weil so viele Auswanderer aus Deutschland kamen, konnte sie recht gut deutsch sprechen. Sie hielt dem Jungen ihre Hand hin.

»Ich heiße Mary. Mein Vater ist der Koch hier. Und wie heißt du?«

»Peter. Dein Vater ist der Koch? Das ist ja spannend. Dann kennst du dich bestimmt gut auf dem Schiff aus.«

»Und ob. Ich kenne hier jeden Winkel«, sagte Mary stolz.

»Zeigst du mir alles?«

»Klar, komm mit.«

Während Mary ihren neuen Freund über die verschiedenen Decks führte, gab Kapitän James Cornish das Kommando zum Auslaufen. Die schweren Taue wurden gelöst und an Bord gezogen. Langsam glitt das Schiff vom Kai weg ins tiefe Wasser.

»Wer von uns als Erster am Ende des Ganges ist?«

Mary nickte und rannte Peter hinterher. Nach nur wenigen Metern stießen sie mit einem Mann zusammen, der einen großen Sack und zwei Taschen unter die Arme geklemmt hatte. Er trug die schwarze Kleidung eines englischen Kirchenmanns.

»He, passt doch auf, Kinder!«, schimpfte er, als ihm eine Tasche zu Boden fiel. Einige Bücher und Hefte rutschten heraus.

»Entschuldigung«, sagte Mary sofort, »wir helfen beim Einsammeln.« Schnell griff sie nach einigen Büchern.

»Hier ist meine Kajüte«, sagte der Mann und stieß mit dem Fuß eine Tür auf. Neben seinem Bett waren einige Fächer in die Schiffswand eingelassen, in denen ein Paar Schuhe, ein **Dreispitz** und verschiedene andere Gegenstände lagen. Mary wollte die Bücher dazulegen, doch der Mann hielt sie zurück.

»Doch nicht so durcheinander! Alles muss seine Ordnung haben.« Behutsam legte er jeden Band an seinen Platz.

»Komischer Kauz«, murmelte Peter, als sie wieder draußen waren.

»Einer von den Heiligen, vermute ich«, ergänzte Mary lachend.

»Wie meinst du das?«

»Mein Vater sagt immer: In die Neue Welt gehen nur zwei Sorten Leute – Strolche und Heilige. Ich überlege immer, wer zu welcher Gruppe gehört.«

Peter deutete auf einen Trupp bärtiger Männer, der auf dem Deck unter ihnen stand. Einer fluchte laut. Ein anderer hielt sich eine Flasche Rum an den Mund.

»Das sind Strolche, würde ich sagen.«

Mary nickte zustimmend und fragte dann: »Und die da drüben?« Sie zeigte auf eine Gruppe von vielleicht zwanzig Auswanderern. Alle hatten freundliche, offene Gesichter. Die Frauen trugen lange saubere Kleider und weiße Hauben.

»Heilige«, antwortete Peter sofort. »Das sind meine Leute. Wir kommen aus Herrnhut in Sachsen. Und wir wollen als Missionare zu den Delaware-Indianern.«

»Oh, zu den Indianern! Ui! Hast du da keine Angst?«

»Ach was! Ich mag Abenteuer. Du doch auch, wenn du auf einem Schiff wohnst, oder?«

Mary zuckte mit den Schultern. »Das klingt spannender, als es ist. Die erste Überfahrt ist vielleicht aufregend, aber für mich ist es Alltag. Außerdem muss ich meinem Vater viel in

der Küche helfen. Wasser holen, Gemüse schneiden, Geschirr spülen – solche Sachen.«

»Hast du mal einen richtig schlimmen Sturm erlebt?«

Mary überlegte einen Moment. Sollte sie sich etwas ausdenken, um damit anzugeben? Nein, lieber ehrlich sein. So antwortete sie: »Unruhige See und kleinere Unwetter, ja. Aber keinen Sturm, bei dem es um Leben und Tod ging.«

»Vielleicht erleben wir ja einen ... Das wäre spannend!«

»Ich weiß nicht ... Ich bin immer froh, wenn ich wieder festen Boden unter den Füßen habe. Das hier ist übrigens meine letzte Überfahrt. Wenn wir in Amerika sind, bleibe ich bei meinem Onkel. Das Leben auf dem Schiff ist auf Dauer nichts für ein junges Mädchen, sagt mein Vater.«

»Na, dann lass uns meine erste und deine letzte Überfahrt in vollen Zügen genießen! Hast du mir jetzt das ganze Schiff gezeigt?«

»Fast. Hier ist noch der Speiseraum, in dem immer gegessen wird.« Mary öffnete eine weiß angestrichene Holztür. Drinnen standen Tische und Bänke in langen Reihen. Ansonsten war der Raum leer.

»Schwachkopf! Schwachkopf!«, krächzte es aus einer Ecke.

»Darf ich vorstellen? Das ist Polly, unser Schiffspapagei«, grinste Mary. »Er ist schon fünfzehn Jahre alt. Und plappert den ganzen Tag. ›Schwachkopf‹ hat er wohl von einem der Strolche gelernt.«

Peter lachte. »Ist er selbst denn auch einer?«

»In Polly steckt sowohl etwas von einem Strolch als auch von einem Heiligen. Er kann nämlich auch ›Amen‹ sagen – das hat er sich bei frommen Auswanderern abgeguckt.«

»Amen!«, kreischte Polly prompt.

Mary kicherte. »Ich muss jetzt meinem Vater helfen. Sehen wir uns später?«

»Klar!«

»Amen!«, rief Polly hinterher.

Mary stieg die schmale Treppe hinab in die *galley,* die Schiffsküche. Hier war das Reich ihres Vaters – und zugleich ihr Zuhause. Der Raum roch nach Rauch, Salz und Kohl. In der Mitte hingen drei schwere Eisenkessel über einer großen Feuerstelle. Diese war mit Ziegeln ummauert, und um sie herum lag Sand gestreut, damit Funken den Holzboden nicht in Brand setzen konnten.

An den Wänden lehnten schwere Säcke mit getrockneten Erbsen, Hirse und Hafer. Auf der anderen Seite standen Fässer mit Pökelfleisch, Salzfisch und dem kostbarsten Gut auf See: Süßwasser. Von der Decke baumelten Zwiebeln, Knoblauch und mehrere Bündel getrockneter Kräuter. Das Geschirr lagerte in großen Holzkisten.

»Da bist du ja endlich«, begrüßte ihr Vater sie. »Du kannst mir helfen, diese Eier hier in die Kiste mit Stroh zu legen. Aber vorsichtig!«

Das brauchte man Mary nicht zu sagen. Frische Lebensmittel wie Eier oder Obst gab es nur in den ersten zwei Wochen einer Überfahrt. Danach konnte man nur Eingemachtes oder Getrocknetes essen. Vater war ein guter Koch – er schaffte es trotzdem, dass das Essen immer ein bisschen anders schmeckte. Behutsam legte Mary die Eier einzeln in das Stroh.

Immer dieser Peter!

Das Leben an Bord ging seinen gewohnten Gang. Einige Wochen waren sie nun unterwegs. Die *Simmonds* war von London aus die Themse hinuntergefahren, hatte den Ärmelkanal zwischen England und Frankreich durchquert und trieb nun mitten auf dem scheinbar endlosen Atlantik – dem weiten Meer, das die Alte von der Neuen Welt trennte. Erst in einigen Wochen würden sie wieder Land sehen, Bäume, Häuser, Wiesen und Berge. Bis dahin war das Schiff ihr Zuhause – und die Menschen darauf ihre Welt. Die meisten kannten Peter und Mary inzwischen.

Der Mann, mit dem sie am ersten Tag zusammengestoßen waren, hieß John Wesley. Er war ein Prediger aus England.

Nach dem Essen hielt er regelmäßig eine Andacht – alles tat er streng nach Plan.

Mary fand diese Gottesdienste meistens langweilig. Peter fand großen Spaß daran, den gewissenhaften Prediger zu ärgern. Oft schlich er sich in seine Kajüte, nahm eines der Bücher aus dem ordentlich sortierten Fach und legte es an einen unmöglichen Ort – unter das Kopfkissen, neben die Schuhe oder sogar auf die Lampe. John Wesley schimpfte jedes Mal furchtbar.

Ein anderes Mal hatte Peter Zucker und Salz in der kleinen Dose vertauscht, die am Platz des Engländers stand. Als Wesley den ersten Schluck seines Morgentees genießen wollte, hatte er das salzige Gebräu vor Schreck auf den Boden gespuckt.

»So was tut man doch nicht, Herr Wesley«, hatte Peter scheinheilig zu ihm gesagt.

Ein anderes Mal hatte er zwei lange grüne Federn von Polly an Wesleys Mantel gesteckt. Der Prediger hatte es nicht bemerkt und sich gewundert, warum ständig Kinder kichernd hinter ihm herliefen. Mary waren Peters Streiche manchmal zu viel, aber andererseits war es nie langweilig mit ihm.

Eines Morgens fand Peter Mary an Deck, wo sie Kohl in feine Streifen schnitt.

»Kommst du mit? Wir könnten in der **Takelage** herumklettern.«

Mary schüttelte den Kopf. »Ich muss noch zwei Kohlköpfe klein schneiden. Es gibt Eintopf zum Mittagessen. Bist du nicht im Unterricht?«

Die Herrnhuter Kinder hatten morgens und nachmittags zwei Stunden Unterricht im Speiseraum.

»Ach was. Ich hab mich weggeschlichen«, sagte Peter mit einer verächtlichen Handbewegung. »Bei den Indianern bringt einem das kleine Einmaleins ohnehin nichts!«

Er blickte in den großen Topf, der bereits voller Kohlstreifen war. »Das merkt doch keiner, wenn es ein bisschen weniger Gemüse gibt. Komm, ich helfe dir, den Topf in die Küche zu tragen und dann legen wir die beiden Kohlköpfe einfach zurück in die Vorratskiste. Sag mal – habt ihr noch Eier?«

»Der Mann mit den Hühnern hat meinem Vater gestern ein paar gegeben. Warum fragst du?«

»Das verrate ich dir später. Ist ein Geheimnis.«

Gemeinsam trugen sie den Topf hinunter in die Küche. Peter legte die beiden Kohlköpfe unauffällig zu den anderen zurück. Bevor Marys Vater ihr eine neue Aufgabe geben konnte, waren die Kinder wieder hinausgerannt – und in Richtung Takelage verschwunden.

Der Eintopf schmeckte wie immer, und niemand schien zu merken, dass er etwas wässriger war als sonst. Nach dem Essen stand John Wesley auf; wie nach jeder Mahlzeit wollte er eine

kurze Andacht halten. Dass viele ihm nicht richtig zuhörten, schien ihn nicht zu stören.

Leise schlich sich Peter von hinten an den Prediger heran. Vorsichtig zog er ein Ei aus seiner Hosentasche und legte es auf Wesleys Stuhl. Niemand sagte ein Wort, aber viele grinsten erwartungsvoll.

Als Wesley sich am Ende seiner Rede setzte – knirsch! – sprang er sofort wieder hoch. Er fasste sich an seine Hose und blickte erstaunt auf seine mit Ei verschmierte Hand. Gelächter brach los.

»Amen! Amen!«, krächzte Polly.

Wesleys Gesicht lief rot an. Schon wieder so ein Streich! Er versuchte, würdevoll auszusehen, als er den Raum verließ und hinten das Ei von seiner Hose hinab tropfte.

»Schwachkopf!«, rief Polly hinterher.

Mary lachte mit den anderen, aber ein ungutes Gefühl beschlich sie. War Peter diesmal zu weit gegangen?

Der Sturm

Um auf andere Gedanken zu kommen, ging Mary Richtung Deck. Sie erschrak, als sie ins Freie trat. Der Wind hatte aufgefrischt, und graue Wolken jagten über den Himmel. Gischt

spritzte über die Reling, und das Schiff ächzte unter den Wellen.

Ihr Vater stand neben dem Kapitän und blickte zum dunklen Horizont, der in diesem Moment von einem Blitz hell erleuchtet wurde.

»Sieht übel aus dahinten«, murmelte er.

Kapitän Cornish strich sich über den Bart. »Ja, das könnte ein schlimmer Sturm werden. Die beiden letzten waren ja nicht so dramatisch. Aber diesmal … Der Himmel gefällt mir nicht. Zum Glück haben wir genug Heilige an Bord, die beten können. Für uns zwei ist das ja nichts. Wir verlassen uns lieber auf uns selbst.«

Freundschaftlich klopfte er seinem Koch auf die Schulter und Marys Vater lachte laut.

Ein Stich ging Mary durchs Herz. Vater wollte mit Gott nichts zu tun haben und machte sich oft über den Glauben der Christen lustig. Als der Wind ihr fast die Haube vom Kopf riss, ging Mary schnell wieder nach drinnen.

In der kleinen Kajüte, die sie mit ihrem Vater teilte, versuchte sie, an ihrem Strumpf weiterzustricken. Doch das Schiff schwankte immer heftiger, sodass sie das Stricken aufgeben musste. Wo war Peter? Turnte er am Ende irgendwo an Deck herum? Besorgt ging Mary Richtung Deck, wobei sie sich mit

beiden Händen an den Wänden abstützen musste, um nicht hinzufallen. Im Gang begegnete sie ihrem Vater.

»Wir bekommen einen Sturm«, sagte er knapp. »Diesmal könnte es heftig werden. Ich bin in der Küche und sehe dort nach dem Rechten. Geh du zu den anderen Passagieren in den Speiseraum – das ist der sicherste Ort.«

Mary wusste, warum. Die Tische und Bänke waren festgeschraubt, sodass sie nicht verrutschen konnten. Außerdem gab es dort kein Gepäck oder andere Gegenstände, die bei heftigem Wellengang durch den Raum geschleudert werden konnten. Und man war nur eine Tür und drei Treppenstufen vom Deck entfernt.

Im Speiseraum drängten sich bereits viele Menschen aneinander. In der hinteren Ecke des Raumes saßen die Herrnhuter. Peter lag halb im Arm seines Vaters und sah ganz bleich aus.

»Komm zu uns, Mary, hier ist noch Platz!«, rief eine Frau. Sie ließ ihre Kinder enger zusammenrücken und Mary rutschte dankbar zu ihnen auf die Bank. Das Mädchen neben ihr hielt eine Puppe fest an sich gedrückt.

Das Schiff schwankte immer heftiger, der Sturm heulte. Mary hörte, wie sich die Matrosen draußen Kommandos zuriefen. Hoffentlich gelang es ihnen, das Schiff sicher durch die Wellen zu steuern!

John Wesley hatte seinen Hut abgenommen und spielte nervös damit. Unruhe und Angst standen ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Pollys Käfig schwang heftig hin und her. Die ersten Passagiere wurden seekrank, Stöhnen und Würgen und ein übler Geruch erfüllte den Raum. Manche schrien vor Panik. Mary schloss die Augen, stützte die Arme vor sich auf den Tisch und legte den Kopf ab.

Einer der Herrnhuter begann leise zu singen. Die Melodie kam Mary bekannt vor. In dem Text ging es um Frieden, um die Liebe Gottes. Als das Lied zu Ende war, betete einer der Männer. Dann wurde das nächste Lied angestimmt. Die melodischen Stimmen waren ein Ruhepunkt inmitten des tobenden Sturms.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und der Kapitän trat ins Zimmer. Zusammen mit ihm kam ein kalter Windstoß und ein Schwall Wasser in den Speiseraum.

»Wenn es hier Leute gibt, die beten können – dann tut es jetzt! Und ich brauche ein paar starke Männer an den Pumpen!«, rief er.

In diesem Moment erschütterte ein ohrenbetäubendes Krachen das Schiff. »Der Mast!«, schrie der Kapitän und war im nächsten Moment wieder hinausgestürmt.

Erneut ließ Mary den Kopf auf ihre Arme sinken. Wenn das Schiff unterging, würde sie bei Jesus sein – und ihre Mutter

wiedersehen. Aber ihr Vater! Im Geist sah sie ihn in der engen Küche hin und her laufen, während schwere Kisten durch den Raum rutschten und die großen Eisenkessel an ihren Halterungen rissen.

»Vater darf nicht sterben. Bitte, Herr Jesus, gib, dass er noch zu dir findet«, flüsterte sie.

Manchmal fühlte es sich an, als würde das Schiff auf der Stelle stehen, dann sauste es mit großer Geschwindigkeit in ein Wellental, nur um kurze Zeit später wieder nach oben katapultiert zu werden. Die Passagiere schrien bei diesen heftigen Bewegungen, doch die Herrnhuter sangen einfach weiter. John Wesley klammerte sich voller Angst an der Tischkante fest. Irgendwann, zwischen Angst und Müdigkeit, dämmerte Mary weg – ob sie geschlafen oder das Bewusstsein verloren hatte, wusste sie später nicht mehr. Auch nicht, wie viel Zeit vergangen war. Doch irgendwann öffnete sich die Tür nach draußen. Der Kapitän kam herein, triefend nass, aber mit einem Lächeln im Gesicht.

»Gott sei Dank!«, rief er. »Es ist geschafft. Der Sturm hat nachgelassen.«

Bleibende Veränderung

Einige Tage später war der Speiseraum wieder gesäubert, die Kranken hatten sich erholt, die zerrissenen Segel waren geflickt und der beschädigte Mast repariert. Die Stimmung an Bord hatte sich geändert, alle waren freundlicher und dankbarer. Der gottlose Kapitän – wer hätte das gedacht – hatte einen Dankgottesdienst an Deck abhalten lassen. Mary hatte niemanden mehr fluchen gehört. Ihr Vater drückte sie abends beim Gute-Nacht-Sagen fester als sonst. John Wesley war oft in ernste Gespräche mit den Herrnhutern vertieft. Und sogar Peter hatte weniger Unsinn im Kopf und ging bereitwillig zu seinem Unterricht. Nur Polly in ihrem Käfig krächzte weiterhin ihr »Amen!« und »Schwachkopf!«, als hätte es nie einen Sturm gegeben.

Am Abend stand Mary allein an der Reling. Spiegelglatt lag das Meer vor ihr, man konnte sich nicht vorstellen, dass es so etwas wie meterhohe Wellen und aufschäumende Gischt überhaupt geben konnte. Im Westen, dort, wo sie hinwollten, versank die Sonne als roter Feuerball im Wasser. Der Kapitän hatte gesagt, dass sie in wenigen Tagen Land sehen würden.

Plötzlich legte sich eine Hand auf Marys Schulter. Es war ihr Vater. Sie hatte gar nicht gehört, wie er hinter sie getreten war.

»Ich wollte dir etwas sagen, Mary.« Der Koch räusperte sich verlegen. »Der Sturm ... hat ... etwas in mir verändert. In den Stunden in der Küche, als ich dachte, wir würden sinken, da habe ich gebetet. Zum ersten Mal in meinem Leben. Es ist so lange her, seit deine Mutter mit mir gebetet hat. Kannst du mir zeigen, wie man es richtig macht?«

Ein tiefes Glück durchströmte Marys Herz. »Nichts lieber als das, Papa«, sagte sie leise.

Und in ihrem Herzen fügte sie hinzu: *Danke, Gott.*

Du ahnst es sicher: Mary und Peter sind ausgedachte Figuren. Aber John Wesley (1703–1791) ist tatsächlich im Jahr 1735 mit der »Simmonds« unter Kapitän Cornish nach Amerika gefahren. Der ruhige Gesang der Herrnhuter während eines schrecklichen Sturms hat einen bleibenden Eindruck bei ihm hinterlassen. Er merkte in diesen Stunden, dass er selbst – obwohl er die Bibel bereits gut kannte und ein Prediger war – keinen Frieden mit Gott hatte. In sein Tagebuch schrieb er:

»Um Mittag begann unser dritter Sturm. Gegen vier Uhr war er heftiger als zuvor. [...] Die See brach über uns herein, zerriss das Großsegel in Stücke, überflutete das Schiff und ergoss sich zwischen die Decks, als hätte der große Ozean uns schon verschlungen. Unter den Engländern begann ein großes Geschrei. Die Deutschen aber sangen ruhig weiter.

Später fragte ich einen von ihnen: ›Hattet ihr denn keine Angst?‹ Er antwortete: ›Ich danke Gott, nein.‹ ›Aber hatten eure Frauen und Kinder denn auch keine Angst?‹ Er antwortete freundlich: ›Nein, auch unsere Frauen und Kinder hatten keine Angst vor dem Tod.‹ [...] Ich konnte nicht aufhören, über den Unterschied zwischen den Engländern und diesen Deutschen nachzudenken.«

Drei Jahre später kam John Wesley zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Von da an war er ein überzeugender und eifriger Prediger des Evangeliums. Die nächsten fünfzig Jahre ritt er quer durch England, Schottland, Wales und Irland. Er predigte unter freiem Himmel, auf Marktplätzen, Feldern und Bergwerksdörfern – und auch in den Hafenvierteln Londons. Man schätzt, dass Wesley bis zu seinem Tod ungefähr 40 000 Predigten gehalten hat und dafür mehr als 250 000 Kilometer zurückgelegt hat (das ist, als wäre er sechsmal um die Erde geritten!).

Zusammen mit seinem Bruder Charles löste er eine große Glaubensbewegung aus, die das ganze Land auf den Kopf stellte. Weil die Wesley-Brüder alles nach festen Regeln und Methoden taten, wurde die Bewegung »Methodismus« genannt.

ÜBRIGENS:

John Wesley hat sich ein spezielles Holzgestell anfertigen lassen, das er an seinem Reitsattel befestigte. Es sah aus wie ein kleiner Schreibtisch. So konnte Wesley auf seinen langen Reisen unterwegs lesen, die nächste Predigt vorbereiten und sogar Briefe schreiben. Ich vermute allerdings, dass er immer sehr brave Pferde geritten ist …



ZUM NACH-DENKEN:

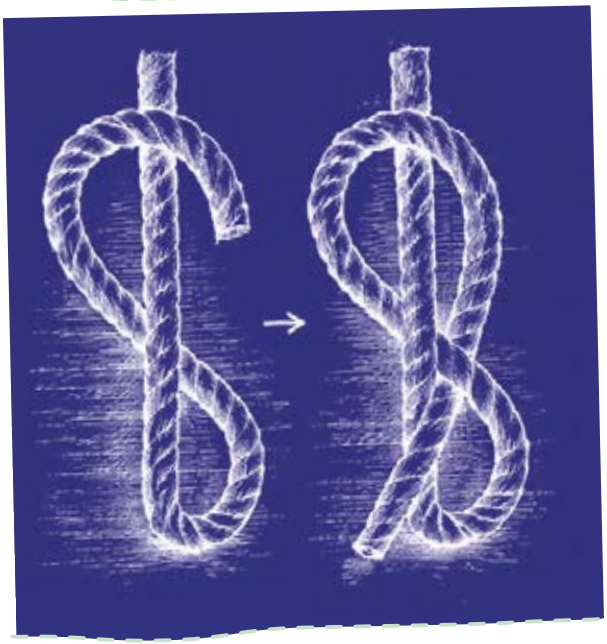
Hast du schon einmal erlebt, dass Gott dir in schwierigen Situationen Ruhe und Frieden geschenkt hat?



ZUM NACH-MACHEN:

Kennst du den Achterknoten? Jeder Seefahrer kann ihn im Schlaf knüpfen! Er wird benutzt, um zu verhindern, dass ein Seil aus einer Öse oder Rolle rutscht. Nimm dir ein Stück Seil

oder eine Schnur und probier es gleich mal aus. Wenn du den Bildern der Anleitung folgst, dann kann nichts schiefgehen.





Station 5

Die *Simmonds* mit John Wesley und den Herrnhutern an Bord ist über den Atlantik nach Amerika in die »Neue Welt« gesegelt. Sie war längst nicht das einzige Schiff, das diesen Weg genommen hat: Immer mehr Siedler kamen in den nächsten Jahren über das große Wasser. Zuerst ließen sich die Menschen vor allem an der Ostküste des riesigen Kontinents nieder. Doch bald drangen sie weiter ins Landesinnere vor. Wälder wurden gerodet, Eisenbahnlinien angelegt, neue Städte gebaut.

Für die Ureinwohner Nordamerikas veränderte sich das Leben dramatisch. Ihre Lebensgrundlage – die großen Büffelherden – verschwanden nach und nach. Viele starben durch Hunger, Krankheiten oder in Kämpfen. Andere wurden von ihrem Land vertrieben und in **Reservate** gebracht. Das ist ein sehr trauriges Kapitel in der amerikanischen Geschichte.

Wenn wir von den Vereinigten Staaten weiter nach Norden reisen, in welchem Land sind wir dann? Richtig, in Kanada.

Während große Teile der Vereinigten Staaten bereits besiedelt waren, gab es hier noch sehr viel unberührte Wildnis. Regionen mit gewaltigen Gebirgen, ungestümen Flüssen und endlosen Wäldern bestimmten das Land. Das Klima war rau, und der Boden eignete sich an vielen Orten nicht gut zur Bebauung, weswegen das Land weniger Siedler anzog. Das wichtigste Handelsgut waren Pelze. Die Ureinwohner waren geschickte Jäger und verkauften ihre Waren an große Handelsgesellschaften wie die *Hudson's Bay Company*. Viele Indianer arbeiteten als Ruderer, um die Felle Hunderte von Kilometern weit über Flüsse zu den großen Seehäfen zu bringen, von wo aus sie nach Europa verschifft wurden. Die Handelsgesellschaften beuteten die Ureinwohner rücksichtlos aus.

Allerdings gab es auch Menschen, die echtes Interesse an ihnen hatten. Möchtest du einen von ihnen kennenlernen? Dann musst du mitkommen in einen Ort namens *Norway House*. Er liegt am äußersten Ende des riesigen Winnipeg-Sees hoch im Nordwesten Kanadas. Hier gibt es Blockhütten aus Holz, große Lagerhäuser voller Waren, eine kleine Schule und sogar eine Kirche.

In Norway House treffen sich Menschen aus ganz verschiedenen Welten: Da sind zum einen die Ureinwohner der umliegenden Stämme, die mit Kanus voller Fellen ankom-

men, um sie gegen Gewehre, Töpfe, Messer oder Decken einzutauschen. Dann wohnen hier norwegische Arbeiter, die neue Lagerhäuser bauen – darum heißt der Ort auch Norway House. Dazu die Vertreter der mächtigen *Hudson's Bay Company*, die hier einen wichtigen Außenposten hat. Und: In Norway House lebt auch der Missionar James Evans mit seiner Frau Mary und seiner Tochter.

James ist als junger Mann nach Kanada gekommen. Er weiß, dass es seine Lebensaufgabe ist, den indigenen Völkern des Landes zu dienen und ihnen die beste Botschaft der Welt zu bringen – das Evangelium von Jesus Christus. Dabei ist ihm völlig klar: Damit die Menschen die Botschaft der Bibel wirklich verstehen können, müssen sie das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache lesen können. Aber wie soll das gehen? Es gibt nicht einmal ein Alphabet für diese Sprachen! Doch Evans lässt sich nicht beirren und erfindet eine einfache Silbenschrift. Diese Schrift hat nur wenige Zeichen, die nicht Buchstaben, sondern Silben wiedergeben. Sie ist sehr leicht zu lernen; manche Indianer können nach nur wenigen Wochen Unterricht bereits flüssig lesen! Evans schreibt Bibeltexte und Lieder auf. Auf diese Weise verbreitet sich das Christentum unter vielen Stämmen im Norden Kanadas. Doch längst nicht alle nehmen die Botschaft an – viele begegnen ihr auch misstrauisch oder feindselig.

Wir befinden uns im August des Jahres 1841 in Norway House. Die Sonne scheint warm an diesem Spätsommertag. Gerade ist die Schule beendet; lachend und tobend stürmen die Kinder aus dem großen Holzhaus, in dem der Unterricht stattfindet. Die meisten von ihnen sind **Cree** -Kinder, die mit ihren Eltern in kleinen Zelt-Siedlungen rund um Norway House leben. Sie müssen eine ganze Weile durch die Wälder laufen, bis sie zu Hause sind.

Doch da ist ein Junge, der sich den anderen Kindern nicht angeschlossen hat. Er wirkt nachdenklich und unschlüssig. Ganz allein schlendert er ziellos durch die Straßen, bis er plötzlich vor einer länglichen Blockhütte stehen bleibt und durch das Fenster starrt. Was er drinnen wohl entdeckt hat? Plötzlich wird die Tür aufgerissen, ein Mann in kariertem Hemd steht da, die Hände in die Seiten gestemmt. Sollen wir mal hören, was er zu dem Jungen sagt?

Das Geheimnis des alten Teekessels

Und es wird geschehen: Ehe sie rufen, werde ich antworten; während sie noch reden, werde ich hören.

JESAJA 65,24

»Hey, du frecher Rotzbengel, warum starrst du so in unser Fenster? Hast du Langeweile oder was?«

Erschrocken trat Maskwa einen Schritt zurück.

»Entschuldigung«, murmelte er unsicher. »Es war wegen der Teekanne, die da auf dem Tisch stand. Ich habe sie durchs Fenster gesehen.« Der Junge zeigte auf einen großen, aber stark verbeulten Teekessel. »Braucht ihr den? Hinten auf dem Herd steht ja noch ein zweiter.«

Ja wirklich, auf dem Herd hinten in der Ecke stand ein neuer glänzender Teekessel. Der Mann im karierten Hemd überlegte kurz.

»Stimmt, den hier brauche ich nicht unbedingt. Was würdest du mir dafür geben? Geld hast du wahrscheinlich nicht, oder?«

Maskwa schüttelte den Kopf. »Ich könnte aber Holz für dich hacken«, sagte er schnell. »Das kann ich gut. Und da hinten neben dem Haus habe ich einen ganzen Stapel Holz gesehen, das klein gemacht werden muss.«

»Das wäre ein guter Handel«, sagte der Mann zustimmend. »Zwei Nachmittage Holzhacken und der Kessel gehört dir. Die Hand darauf?«

Der Junge nickte und schlug ein. Kurze Zeit später stand er neben dem Haus und spaltete mit einer Axt die großen Scheite, dass die Späne nur so flogen.

»Mensch, da hast du den Kleinen ja echt übers Ohr gehauen, Olaf. Den Kessel wolltest du ohnehin wegwerfen, der ist doch nicht mehr dicht!«

Die Stimme kam von dem hochgewachsenen Mann, der in einem Stuhl in der Ecke saß und an einem Stück Holz herumschnitzte. Der Mann im karierten Hemd hob beschwichtigend die Hände.

»Habe ich gesagt, dass man ihn noch benutzen kann? Der Junge wollte den Kessel für zwei Nachmittage Holzhacken haben, und für zwei Nachmittage Holzhacken wird er ihn bekommen.«

»Dein eigener Sohn ist wohl zu faul für diese Arbeit, wie? Na ja, mach, was du willst. Aber mir tut der kleine Indianer leid.«

»Mir nicht«, sagte der andere. »Es ist mir eh nicht lieb, dass die roten Bengel hier überall herumlaufen, seitdem dieser Missionar sich in den Kopf gesetzt hat, ihnen Lesen und Schreiben beizubringen!«

Draußen hielt Maskwa einen Moment inne und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war harte Arbeit gewohnt, aber das Holzhacken war wirklich anstrengend. Doch er malte sich das glückliche Lächeln auf Mary Evans' Gesicht aus, wenn er ihr die Kanne übergab. Diese Aussicht beflügelte ihn so sehr, dass er bereitwillig zum nächsten Scheit griff.

Ja, die Kanne war für die Missionarsfrau, seine Lehrerin, bestimmt. Neulich, als sie vor der Schule Tee für die Kinder in Becher goss, hatte er gehört, wie sie zu ihrem Mann sagte: »Wenn nächstes Jahr die Händler mit neuen Waren nach Norway House kommen, musst du mir unbedingt einen neuen Teekessel kaufen. Meiner kleckert immer beim Ausgießen!«

Warum sollte Frau Evans bis zum Frühjahr auf ihren neuen Kessel warten müssen? Sie und ihr Mann hatten so viel für die Menschen hier getan! Auch der Alltag in Maskwas Familie hatte sich völlig verändert, seitdem sie alle regelmäßig die Gottesdienste in der kleinen Holzkirche besuchten. Seine

Mutter war viel liebevoller geworden und schlug ihn nicht mehr dauernd. Und sein Vater war öfter zu Hause und trank keinen Alkohol mehr. Maskwa wollte Gott so gern etwas zurückgeben von dem Guten, das er bekommen hatte. Und als er nach der Schule durch das Fenster den großen Teekessel gesehen hatte, hatte er sich gedacht, dass das doch die perfekte Gelegenheit wäre. Sicher, durch die offene Tür hatte der Kessel nicht mehr ganz so verlockend ausgesehen wie durch die Fensterscheibe. Er war in der Tat schon ziemlich verbeult und rostig. Aber immerhin – er war ein richtiger Teekessel, und wenn er ihn ein bisschen polierte, glänzte er sicher wie neu!

»Sieh mal einer an, was macht der kleine Maskwa denn da? Ziemlich harte Arbeit für so einen schönen Nachmittag, nicht?«

Maskwa drehte sich um. Die Stimme kannte er doch. Ja, das war Hakon, der Sohn des norwegischen Mannes, für den er arbeitete. Er ging auch in Evans' Schule, allerdings eher unregelmäßig. Er saß eine Reihe hinter Maskwa und ließ keine Gelegenheit aus, die kleineren Kinder vor ihm zu ärgern.

»Ich arbeite für etwas«, sagte Maskwa.

»Was du nicht sagst! Der kleine Bär arbeitet! Maskwa bedeutet doch Bär, oder? Na, stark wie ein Bär scheinst du ja zu sein. Aber weißt du, was mir viel mehr auffällt?« Hakon stand jetzt ganz nah vor ihm, ihre Gesichter berührten sich

fast. »Du stinkst wie ein Bär! Igitt!« Der Junge schubste Maskwa, sodass dieser nach hinten taumelte, und ging dann böse lachend ins Haus.

Die große Enttäuschung

Am nächsten Tag nach der Schule stand Maskwa wieder vor der Tür des Blockhauses. Der Mann im karierten Hemd begrüßte ihn kurz und zeigte auf den Holzstapel. »Den musst du noch kleinmachen. Dann gebe ich dir die Kanne.«

Maskwa machte sich an die Arbeit. Er hoffte, dass Hakon heute etwas anderes vorhatte, als ihn zu stören. Tatsächlich verging einige Zeit, ohne dass der ältere Junge sich blicken ließ. Doch Maskwa hatte sich zu früh gefreut: Da kam Hakon um die Ecke geschlendert.

»Na, da ist ja wieder unser roter bärenstarker Arbeiter! Was wäre man hier in der Wildnis ohne Hilfskräfte, die für einen die anstrengende Arbeit erledigen?« Hakon hockte sich lässig auf einen Holzklotz und kaute auf einem Grashalm herum.

»Für was schuftest du hier eigentlich?«

»Für den Teekessel, den ihr übrig habt«, sagte Maskwa, während er das nächste Scheit auf den Block stellte und zielsicher spaltete.

»Für das Schrottding? Dass ich nicht lache! Willst du dir abends einen Gute-Nacht-Tee für dein Fläschchen kochen?«

Maskwa antwortete nicht. Wenn er nichts sagte, würde Hakon dann einfach weggehen? Und wirklich: Kurze Zeit später stand der Quälgeist von seinem Klotz auf: »Viel Spaß beim Schuften. Und weil ich so nett bin, sage ich dir, dass du genauso gut gleich aufhören kannst. Deine Arbeit ist nämlich völlig umsonst. Das Ding ist undicht. Das taugt nur noch für den Müllhaufen im Wald. Und weißt du was?« Wieder kam er dicht an Maskwa heran. »Das wäre auch der richtige Platz für dich!«

Mit einem Tritt stieß er den Holzklotz um und ging dann hämisch grinsend davon. Zum Glück – so konnte er nicht sehen, wie Maskwa die Tränen in die Augen schossen. Er konnte viel aushalten. Aber das war *zu* viel gewesen …

Als die Dämmerung hereinbrach, war endlich auch das letzte Scheit gespalten. Maskwa rieb sich seine schmerzenden Arme, lehnte die Axt an den Zaun und ging zum Haus. Der Mann im karierten Hemd öffnete.

»Hier ist der Kessel. Viel Spaß damit. Und das nächste Mal schau dir die Sachen *vorher* an, für die du arbeitest.« Mit einem Grinsen, das nichts Gutes ahnen ließ, hielt er Maskwa den Kessel hin. Der Junge versuchte, sich nichts anmerken zu

lassen, bedankte sich und ging mit seinem Schatz zur Anlegestelle am See, die nur wenige Schritte entfernt lag.

Hier tauchte er die Kanne ins Wasser. Sie war ganz schön schwer. Aus gutem Material offensichtlich. Doch als er sie hochhob, rann das Wasser in mehreren Rinnsalen wieder heraus. Der Boden war völlig undicht! Hakon hatte recht gehabt: Das Ding war nicht mehr zu gebrauchen!

Enttäuscht ließ Maskwa sich ins Gras plumpsen. Alle Mühe, alle Anstrengung umsonst! Und dabei hatte er es sich so schön ausgemalt: Frau Evans' dankbaren Blick, wenn sie ihn anerkennend ansieht und ihm auf die Schulter klopft. Und wie sie beim nächsten Tee-Einschenken in der Schule sagt: »Übrigens, Kinder, diese Kanne hat mir Maskwa geschenkt. Und ich habe gehört, dass er viele Stunden dafür Holz gehackt hat!«

Mit hängenden Schultern ging Maskwa die Straße entlang, der Teekessel baumelte in seiner Hand. Was sollte er jetzt mit dem Ding anfangen? Gedankenverloren riss er ein paar Gräser ab, die neben einem Zaun wuchsen. Plötzlich kam ihm eine Idee. Er arrangierte die Gräser in der Kanne – das sah gar nicht so schlecht aus. Vielleicht konnte man sie wenigstens als Blumenvase benutzen. Ohne Wasser natürlich ...

Er lief die wenigen Meter zur Schule zurück. Gegenüber lag das Haus der Missionare. Er stellte die Kanne mit den Grä-

sern einfach vor die Tür. Es war ihm zu peinlich, Frau Evans mit diesem »Geschenk« unter die Augen zu treten. Eine kaputte Kanne war alles, was er hatte. Aber das, was er hatte, wollte er geben.

Er musste an die Witwe denken, von der Herr Evans heute früh in der Schule erzählt hatte. Sie besaß nur zwei Groschen – doch die hatte sie Gott zur Verfügung gestellt. Und der Herr Jesus hatte sich darüber gefreut. Sicher würde er auch die Teekanne mit den Gräsern sehen, die nun vor der Haustür der Missionare stand. Auch, wenn man keinen Tee darin kochen konnte, so hatte er doch hart dafür gearbeitet. Vielleicht freute sich Frau Evans trotzdem darüber. Und Gott auch.

Bei diesen Gedanken wurde es Maskwa leichter ums Herz. Fröhlich pfeifend machte er sich auf den Heimweg.

Die große Überraschung

James Evans hatte einen anstrengenden Tag gehabt. Morgens hatte er mit seiner Frau in der Schule die Kinder unterrichtet. Nachmittags hatte er sich mit Kohanaby getroffen, einem gläubigen Cree. Mit ihm hatte er die letzte größere Reise geplant, die er in diesem Jahr unternehmen wollte, um ein einige Tagereisen weiter nördlich gelegenes Dorf zu besuchen. Danach hatte er mit einigen frisch bekehrten Männern

die Bibel studiert, und nun musste er seine Predigt für den Sonntagsgottesdienst vorbereiten.

Aber irgendwie war er mit seinen Gedanken nicht bei der Sache. Immer wieder schaute er zum kleinen Tisch in der Ecke des Zimmers. Dort lagen fein säuberlich gestapelt kleine Formen aus Holz. Er hatte sie eigenhändig geschnitzt, die Späne lagen überall herum. Es waren die Buchstaben seines selbst erfundenen Alphabets. In den letzten Monaten und Jahren hatte er Teile der Bibel und verschiedene christliche Lieder in die Cree-Sprache übersetzt. Doch damit möglichst viele sie nutzen konnten, mussten die Texte auf Papier gedruckt werden. Alles mit der Hand abzuschreiben, dauerte viel zu lange. Und Bücher woanders drucken zu lassen, war sehr teuer. Außerdem war es kostspielig und zeitaufwendig, die Bücher mit dem Kanu bis nach Norway House zu bringen. Es wäre so viel besser, wenn er vor Ort eine kleine Druckerei hätte!

Evans war ein kreativer Kopf. Er hatte nicht lange überlegt, sondern einfach angefangen. Aus weichem Holz hatte er gestern einige Buchstabenformen geschnitzt, spiegelverkehrt natürlich. Nun brauchte er Blei oder Zinn. Das musste er schmelzen und in die Formen gießen. Er hatte von den Indianern einige alte **Musketen** kugeln bekommen. Aber die reichten höchstens für ein paar Buchstaben. Was konnte er noch einschmelzen, um mehr Buchstaben herstellen zu

können? Immer wieder wanderten seine Blicke suchend durch die kleine Wohnung.

Seine Frau legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Ich habe schon Angst, dass du auf die Idee kommst, meine hübschen Zinnteller einzuschmelzen! Hier gibt es nichts Überflüssiges, was du für deine **Lettern** verwenden könntest. Warum wartest du nicht einfach ab? Wenn Gott dir die Idee gegeben hat, sein Wort zu drucken, dann wird er dich auch mit dem nötigen Material versorgen. Hast du denn dafür gebetet?«

»Nein«, gab Evans kleinlaut zu. »Daran habe ich bei aller Aufregung gar nicht gedacht. Vielleicht bin ich manchmal einfach zu ungeduldig.« Er gähnte und streckte seine Arme. »Ich glaube, ich gehe mal eine Runde an die frische Luft. Vielleicht komme ich da auf andere Gedanken. Und beten kann ich draußen sowieso am besten.«

Er nahm seine Jacke vom Haken und öffnete die Tür.

Nanu, was stand denn da draußen auf der Schwelle? Ein Teekessel – mit einigen Gräsern darin.

»Was ist das denn?«, rief Evans erstaunt aus. »Wer hat das hierhergestellt?«

Neugierig trat Mary hinter ihren Mann und hob die Kanne hoch. »Ist die schwer«, bemerkte sie erstaunt. »Aber – sie hat ja lauter Risse im Boden! Benutzen kann man dieses alte Ding jedenfalls nicht mehr!«

»Aber einschmelzen!«, rief Evans glücklich. »Das ist ein Geschenk des Himmels. Genau zur richtigen Zeit!« Der geplante Spaziergang war vergessen. Sofort begann der Missionar, im Herd ein kräftiges Feuer anzuzünden. Es würde ein langer Abend werden: Er müsste zuerst das Metall schmelzen. Es danach vorsichtig in die Formen gießen. Warten, bis es erkaltet war, und es dann aus den Holzformen herauslösen. Die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge in seine selbst gebaute Presse legen und mit Tinte bestreichen. Aus dem Schrank einen Bogen des kostbaren Papiers nehmen, von dem er auf seiner letzten Reise drei Stapel mitgebracht hatte. Und dann – wenn er alles richtig gemacht hatte ...

Drei Tage später war Sonntag. Die Sonne schien freundlich vom Himmel, und die Vögel zwitscherten ein fröhliches Morgenlied. Es war bitterkalt und über dem See Winnipeg hingen dichte Nebelschwaden. Von überall her strömten Menschen zur hell gestrichenen Holzkirche. Viele Cree und einige weiße Männer. Auch Maskwa war mit seiner Familie gekommen.

Die Kirche füllte sich schnell. Nun waren über hundert Menschen in dem kleinen Raum. Viele saßen auf dem Boden oder standen an der Wand, denn nicht alle hatten einen Platz auf den langen Bänken ergattern können. Maskwa war glücklich, dass er neben seiner Mutter auf die hinterste Bankreihe

schlüpfen konnte. Jetzt erst bemerkte er den weißen Zettel, der auf seinem Platz lag.

»Nanu, was ist das denn?« Maskwa konnte schon recht gut lesen und merkte schnell, dass er ein Liedblatt in der Hand hielt. Die meisten Lieder kannte er aus der Schule.

Als das Stimmengewirr um ihn herum leiser wurde, blickte er hoch. James Evans war hinter die erhöhte Kanzel am anderen Ende des Raumes getreten. Nun war es ganz still, nur hier und da brabbelte ein Baby vor sich hin.

Nach dem Gebet predigte Evans über einen Vers aus Jesaja 65: *Ehe sie rufen, will ich antworten, noch ehe sie aufhören zu reden, will ich sie erhören.*

»Es war vor zwei Tagen, als ich genau das erlebt habe, was dieser Bibelvers sagt«, begann Evans. »Ihr wisst, dass ich seit einigen Monaten den Wunsch habe, Bibelbücher und Liedblätter selbst zu drucken. Daher habe ich eine kleine Druckerpresse und Buchstabentypen gebastelt. Was mir aber dringend fehlte, war Blei oder Zinn. Ich war so beschäftigt mit meinen Gedanken, dass ich ganz vergessen hatte, für dieses Anliegen zu beten. Und stellt euch vor, was dann passierte ...«

Gespannt wie ein Flitzebogen hörte Maskwa zu. Wenn Evans anfing, zu erzählen, dann tat er das auf eine so spannende Weise, dass man von seinen Worten völlig gefesselt war und an nichts anderes mehr denken konnte.

»Und als ich die Tür meiner Hütte öffnete, was stand da? Eine alte, verbeulte Zinnkanne! Ich habe keine Ahnung, wer sie dahingestellt hat. Mir war es, als wäre sie direkt aus dem Himmel gekommen. Eine Antwort auf ein Gebet, das ich noch gar nicht formuliert hatte. So ist Gott. Er sorgt für uns, bevor wir zu ihm rufen. Er hat uns geliebt, bevor wir überhaupt an ihn gedacht haben. Er ...«

Maskwa rutschte aufgeregt auf seinem Platz hin und her. Es ging um *seinen* Teekessel! Für den er so hart gearbeitet und für den er Hakons Spottreden ertragen hatte!

»Und hier ist nun der erste Probedruck«, tönte es weiter von der Kanzel. »An einigen Buchstaben muss ich etwas nachbessern, aber ich bin recht zufrieden mit dem ersten Versuch. Lasst uns nun das erste Lied gemeinsam singen.«

Die Zettel raschelten, dann stimmte Mary Evans mit ihrer hellen Stimme das Lied an. Die Gemeinde sang laut und fröhlich. Auch Maskwa sang aus vollem Hals mit. Er hätte vor Freude aufspringen und jubeln können! Gott hatte seinen Wunsch gesehen, den Missionaren eine Freude zu machen. Er selbst hatte nur an eine neue Teekanne gedacht, aber Gott hatte so viel mehr daraus gemacht! Die ganze Gemeinde hatte nun etwas davon.

Ob er seinem Lehrer davon erzählen sollte? Nein, nahm er sich vor. »Als wäre die Kanne direkt aus dem Himmel gekommen«, hatte Evans eben gesagt. Und eigentlich war sie das

ja auch. Es war zweifelsohne Gott selbst gewesen, der ihm genau zur richtigen Zeit die passende Idee geschenkt hatte. Die Geschichte mit dem Teekessel sollte sein Geheimnis bleiben. Ein Geheimnis zwischen ihm und Gott. Und wer konnte schon wissen, zu welchen Aufgaben ihn Gott in Zukunft noch gebrauchen würde? Laut stimmte Maskwa in das nächste Lied mit ein.

James Evans (1801–1856) war Missionar, Pastor, Handwerker und Sprachforscher. In seinem Leben reiste er Tausende von Kilometern mit dem Hundeschlitten oder dem Kanu, um möglichst viele der Ureinwohner Kanadas mit der Botschaft von Jesus Christus zu erreichen. Nach wenigen Jahren Missionsarbeit in Norway House hatte er Hunderte Menschen getauft. Mit seinem Silbenalphabet, das sich in leicht veränderter Form in mehreren indigenen Sprachen verbreitete, gab er den Ureinwohnern die Möglichkeit, sich schriftlich auszudrücken und Zugang zur Bibel und zu anderer Literatur zu bekommen. In der Tat wird berichtet, dass der erfinderische Missionar die ersten Lettern aus alten Teekannen herstellte. Insgesamt druckte Evans mit primitiven Mitteln Tausende Seiten Liedtexte und Bibelteile. Einen vollständigen, professionellen Druck der ganzen Bibel in der Cree-Sprache gab es erst nach seinem Tod.

ÜBRIGENS:

Ein Silbenalphabet funktioniert nur, wenn die Silben einer Sprache immer nach dem gleichen einfachen Muster aufgebaut sind – zum Beispiel immer ein Konsonant, danach ein Vokal. Dann braucht man nur wenige Zeichen, und schon kann man lesen! Für die deutsche Sprache funktioniert ein Silbenalphabet leider nicht gut, weil unsere Silben viel zu unterschiedlich aufgebaut sind.



ZUM NACH-DENKEN:

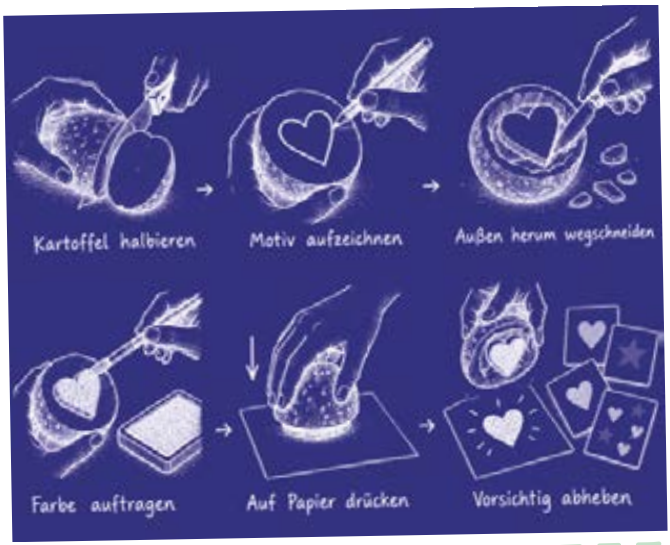
Hast du auch schon einmal aus Dankbarkeit etwas Gutes für einen anderen Menschen getan? Wenn ja, musst du allen davon erzählen, oder kann es ein Geheimnis bleiben, von dem nur du und Gott wissen?



ZUM NACH-MACHEN:

Willst du einmal versuchen, selbst etwas zu drucken? Das kannst du ganz einfach mit einer Kartoffel tun. Schneide sie

in der Mitte durch. Male auf die glatte Hälfte ein einfaches Motiv – zum Beispiel einen Stern oder ein Herz. Nun schneidest du mit dem Messer alles rundherum weg, was nicht zu dem Motiv gehört. Jetzt drückst du die Kartoffel auf ein Stempelkissen oder pinselst dein Motiv mit Farbe ein. Dann drückst du die Kartoffel fest auf ein Papier – Achtung, nicht verrutschen! – und hebst sie vorsichtig wieder hoch: Fertig ist dein Druck. Mit mehreren Motiven und verschiedenen Farben kannst du auf diese Weise hübsche Karten gestalten – vielleicht als ein kleines Überraschungsgeschenk für eine besondere Person? Aber psssst – sag es niemandem, okay?





Station 6

Von den weiten Wäldern Kanadas reisen wir nun zurück in das Land, aus dem James Evans ursprünglich stammte: nach England. Hier ist das Wetter viel milder. Im Südwesten Englands, direkt am breiten Fluss Avon, liegt die Stadt Bristol. Wir befinden uns im Jahr 1845. Bristol hatte damals rund 160 000 Einwohner und gehörte damit zu den größten Städten des Landes.

Im Gegensatz zu den dünn besiedelten Wäldern Kanadas boomt hier der Fortschritt: In einer italienischen Eisdiele kann man Eis genießen, im *Theatre Royal* schöner Musik lauschen, und abends tauchen Gaslaternen die Straßen in ein warmes Licht. Auf den Hügeln über der Stadt stehen elegante Villen mit weitem Blick über die Landschaft. Doch das ist nur die eine Seite der Medaille. Neben den wohlhabenden Bürgern leben sehr viele arme Menschen in Bristol. Sie hausen in engen Kellerwohnungen, in schäbigen Arbeiterhäusern rund um die Fabriken oder in kleinen heruntergekommenen Ziegelhäusern direkt am Hafen. Toiletten gibt es kaum, das Abwasser fließt

einfach offen durch die Straßen. Große Familien teilen sich oft nur ein einziges Zimmer. Selbst wenn beide Eltern täglich zehn Stunden hart arbeiten, reicht der Lohn kaum zum Überleben. Krankheiten breiten sich aus, Betrunkene liegen auf der Straße, kleine Kinder spielen nackt in dreckigen Pfützen.

Es ist früh am Morgen. Die Sonne kämpft sich nur langsam durch den Dunst über der Stadt. Während die reichen Bewohner in ihren feinen Betten liegen und auf den Morgentee warten, ist die Hafengegend unten am Fluss bereits zum Leben erwacht. Pferdewagen knarren über das Kopfsteinpflaster, schwere Kisten werden zu den Docks geschleppt. Aus den Lagerhäusern hört man rhythmisches Klopfen und das laute Brüllen eines Vorgesetzten. Ein kleiner barfüßiger Junge trägt einen Eimer Wasser von der öffentlichen Pumpe durch die Straße. Die Tür einer Kneipe wird aufgestoßen, und ein Mann torkelt schimpfend nach draußen – offenbar hat er hier die Nacht verbracht. Das Fenster des schmutzigen Hauses gegenüber der Kneipe steht offen, eine laute Stimme dringt nach draußen. Hörst du sie auch?

Das Frühstück vom Himmel

Mein Gott aber wird euch alles
Nötige geben nach seinem
Reichtum in Herrlichkeit in Christus
Jesus.

PHILIPPER 4,19

»Steh endlich auf, du Faulpelz!«

Noch bevor er richtig wach war, spürte Jimmy die Fußtritte seines Onkels.

»Du erwartest wohl, dass ich dir dein Frühstück ans Bett bringe, du Nichtsnutz?«

Jimmy krabbelte flink aus seinem Bett. Wenn sein Onkel so schlechte Laune hatte, war es am besten, sich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen. Eilig griff der Junge nach seinen abgetragenen Schuhen, streifte sich seine schmutzige Jacke über und schlug die Tür hinter sich zu.

Nichts wie weg!

Die Morgenluft war kalt und schneidend. Jimmys Magen begann zu knurren, aber er wusste: Wenn er etwas zum Früh-

stück haben wollte, musste er sich selbst darum kümmern. Vielleicht fand er eine Gelegenheitsarbeit unten am Hafen, mit der er sich ein paar Pennys verdienen konnte. Oder er versuchte es am Marktplatz ein paar Straßen weiter. Da gab es eine Obstverkäuferin, die so dick war, dass man ihr leicht ein paar Äpfel klauen konnte, ohne erwischt zu werden.

Jimmy trabte los, damit ihm warm wurde. Er lief die enge Gasse runter, mit großen Sätzen über die Pfützen springend. Seinen Vater hatte er nie kennengelernt, seine Mutter war lange krank gewesen und dann gestorben. Seitdem lebte er bei seinem Onkel, der ihm aber nicht viel mehr gab als einen Schlafplatz, sodass er sich den größten Teil des Tages auf der Straße herumtrieb. So wie viele, viele andere Kinder in Bristol.

»Hey, Jimmy, altes Haus, wie schön, dich zu treffen!«

Jimmy drehte sich überrascht um. Es war Tom, sein Freund, der von allen nur »Karotte« genannt wurde, weil seine Haare so rot wie Karotten waren.

»Tag, Karotte, hab ich dich lange nicht gesehen. Wie fein du aussiehst!« Jimmy staunte über die sauberen Kleider, die sein Freund anhatte. Er griff nach Karottes kariertem Hemd. Wie weich sich das anfühlte! Und eine Mütze hatte er auch auf dem Kopf. Er hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Nur die Haare, die waren so rot wie eh und je.

»Geht es dir gut bei diesem Pastor Müller? Du wirst doch nicht geschlagen oder so? Es ist kein Trick dahinter?«

Seit einem Monat lebte Tom bei Georg Müller, der hier in Bristol ein Haus für Waisenkinder gegründet hatte. Jimmy hatte nicht gewollt, dass sein Freund dorthin ging. »Lass bloß die Finger davon«, hatte er ihm immer wieder gesagt. Jimmy wusste zwar, dass die Kinder im Haus in der Wilson Street kostenlos wohnen durften, mit Essen und Kleidung versorgt wurden und sogar Schulunterricht bekamen. Aber er war skeptisch. Es musste doch einen Haken an der Sache geben! Man bekam nirgendwo etwas geschenkt, das wusste er nur zu gut.

Doch Toms Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung, als er seinem Freund berichtete: »Nein, es ist nicht so, wie du gedacht hast. Pastor Müller ist echt nett zu uns. Und seine Frau Mary erst! Sie ist wie eine Mutter. Jimmy, ich wünschte, du würdest auch zu uns kommen. Sie werden dich bestimmt aufnehmen, wenn du ihnen deine Geschichte erzählst!«

»Pah, bloß nicht!« Abwehrend hob Jimmy die Hände. »Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen. Ich will mir keine Geschichten von einem Gott anhören, den es ja doch nicht gibt. Ich komme gut allein klar!« Doch noch während er das sagte, erinnerte ihn sein knurrender Magen daran, dass das nicht ganz stimmte ...

Zwei Monate später.

Jimmys Onkel war spät abends wieder einmal angetrunken nach Hause gekommen. So weit, so gut. Aber diesmal war er

über die Schuhe gestolpert, die Jimmy versehentlich in der Tür hatte liegenlassen. Da war der Mann so wütend geworden, dass er Jimmy zunächst verprügelt und ihn dann einfach auf die Straße geschubst hatte.

»Sieh zu, wie du klarkommst!«, hatte er dem Jungen wütend hinterhergerufen. »Hier brauchst du dich jedenfalls nicht mehr blicken zu lassen!«

Jimmy war davon nicht überrascht. Er hatte geahnt, dass es früher oder später so kommen würde. Er zog sich seine dünne Jacke enger um die Schultern und lief die Straße hinunter Richtung Hafen.

Der Abendwind stank nach Salz und Rauch, ein paar Möwen kreischten in der Dämmerung.

Nach einigen Metern blieb er vor einem großen Lagerhaus stehen. Davor lag ein Hof, auf dem sich Kisten und schwere Holzfässer stapelten. Inzwischen war fast dunkel. Jimmy schaute sich kurz um, kletterte dann kurzerhand über den Zaun – *klirr*, eine lose Metallsprosse fiel auf den Boden – und im nächsten Augenblick war er zwischen den Kisten verschwunden.

Vorsichtig tastete Jimmy sich vorwärts, als plötzlich eine scharfe Stimme aus der Dunkelheit ertönte: »He, verschwinde! Das ist unser Schlafplatz! Wir wollen keinen Fremden hier!«

Jimmy zuckte zusammen, doch dann rief er beruhigend: »Ich bin's doch – Jimmy!«

Einen Moment war es still. Dann flackerte ein kleines Licht auf – eine rußige Öllampe. Ihr gelblicher Schein beleuchtete ein kleines Lager zwischen den Fässern: eine Zeltplane war schräg gespannt, darunter lagen alte Decken, auf denen ungefähr zehn Kinder eng aneinandergedrängt schliefen.

»Hat dein Onkel dich endgültig rausgeschmissen?«, fragte dieselbe Stimme, diesmal viel freundlicher.

»Ja ...« Jimmy nickte. »Heute Abend. Ich wusste nicht, wohin.«

»Na komm, du kannst bei uns schlafen. Hast du wenigstens eine Decke mitgebracht?«

»Heute nicht. Aber wenn mein Onkel morgen weg ist, hole ich etwas aus seinem Haus«, versprach Jimmy und schlüpfte dankbar unter die Zeltplane.

Das Licht wurde gelöscht, und bald verriet das gleichmäßige Atmen, dass die Kinder eingeschlafen waren. Nur Jimmy lag noch wach. Durch ein Loch in der Plane konnte er nach draußen sehen. Mondlicht schimmerte fahl durch den rauchverhangenen Himmel. Jimmy fröstelte, seine Jacke hielt ihn nur schlecht warm. Und die kalte Jahreszeit stand erst bevor!

Er musste an seinen Freund Karotte denken, und was er ihm vom Kinderheim erzählt hatte. Vom Essen, den warmen Betten, der Freundlichkeit ... Ob Karotte wohl recht hatte? Vielleicht war es nun für Jimmy an der Zeit, dorthin zu gehen. Was konnte er schon verlieren? Vielleicht musste man sich

den ganzen Tag langweilige Predigten anhören, vielleicht wurde man ausgenutzt – aber immerhin hatte man ein Dach über dem Kopf. Und nachts eine Matratze unter sich!

Morgen gehe ich zu diesem Pastor Müller, nahm Jimmy sich vor, *und frage nach, ob er mich aufnimmt*. Und mit diesem Gedanken schlief er ein.

Wieder ein Monat später.

Jimmy lebte inzwischen in Georg Müllers Waisenhaus. Er trug eine frische Hose und ein sauberes Hemd. Er musste sich seinen Schlafplatz nicht mehr draußen suchen, sondern hatte ein eigenes Bett. Er aß drei Mahlzeiten am Tag, hatte bereits etwas lesen gelernt und spielte nach dem Unterricht gerne mit den anderen Kindern. Er hörte zu, wenn Pastor Müller aus der Bibel erzählte. Aber er wartete immer darauf, den »Trick« hinter allem zu entdecken. Irgendwann würde der schöne Traum vorbei sein und die wahren Absichten dieses Pastors kämen ans Licht. Für diesen Moment wollte er gewappnet sein.

Pass bloß auf, Jimmy. Auf dieses Gerede von Gott fällst du nicht herein!, sagte er sich immer wieder.

Traurig war nur, dass Karotte an den ganzen Unsinn glaubte, der hier erzählt wurde. Er habe Jesus »in sein Herz gelassen«, hatte er kürzlich freudestrahlend verkündet. Jimmy konnte nur den Kopf schütteln über diese Leichtgläubigkeit.

Ein eigenartiger Unfall

Es war ein Morgen wie jeder andere. Mit einem Lied waren die Jungen geweckt worden und stürmten nun laut lärmend in den Speisesaal, in dem immer das Frühstück wartete. Der Tisch war wie jeden Morgen gedeckt, an jedem Platz standen ein Teller und ein Becher. Doch etwas fehlte. Richtig, es war kein Essen da! Die Brotkörbe und Milchkannen auf den Tischen waren leer. Die Jungen wurden unruhig. Was lief hier schief?

Jimmy stieß seinem Freund Karotte den Ellenbogen in die Seite und flüsterte ihm zu: »Heute werden wir kein Frühstück kriegen. Ich hab's dir doch gesagt! Wir hätten weiter auf der Straße bleiben und selbst für uns sorgen sollen!«

Pastor Müller sah blass aus, doch seine Stimme klang fest wie immer, als er um Ruhe bat und das Tischgebet sprach: »Lieber Vater im Himmel. Du sagst in der Bibel, dass du dich um die Waisen kümmerst. Du siehst, dass wir kein Essen mehr im Haus haben. Wir vertrauen darauf, dass du uns das gibst, was wir brauchen. Und so wollen wir dir im Glauben für das Frühstück danken, das du uns geben wirst. Amen.«

Jimmy hatte die Augen zwar geschlossen und schien zu beten wie alle anderen, aber in Wirklichkeit konnte er kaum das Lachen unterdrücken. *Was für ein Unsinn! Als ob Gott Frühstück vom Himmel fallen lässt!*

Plötzlich riss ein lautes Klopfen Jimmy aus seinen Gedanken. Ein schmächtiger Mann mit einer weißen Schürze betrat den Raum. An beiden Armen trug er große Henkelkörbe, aus denen es so lecker duftete, dass allen das Wasser im Mund zusammenlief.

»Herr Pastor Müller, ich weiß nicht, was heute los war. Ich bin mitten in der Nacht wach geworden und konnte nicht mehr einschlafen. Ich hatte das dringende Gefühl, dass Gott von mir wollte, dass ich Brot backe und es Ihnen bringe. Vielleicht halten Sie mich für einen Dummkopf, aber ich konnte nicht anders. Hier ist das Brot.«

Jimmy konnte es kaum glauben. Das war doch die Antwort auf das Gebet von eben! Er sah, dass Karotte ihm zuzwinkerte.

Und jetzt?, schienen seine glänzenden Augen zu sagen. *Glaubst du nun, dass es Gott gibt? Und dass es sich lohnt, auf ihn zu vertrauen?*

Das lauwarme Brot des freundlichen Bäckers war gerade erst verteilt, als es erneut an der Tür klopfte. Diesmal war es ein stämmiger Mann, der über seiner Wollhose eine fleckige Lederschürze trug. Er zog ein buntes Taschentuch hervor und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn.

»Entschuldigen Sie die frühe Störung«, sagte der Mann zerknirscht, »aber es ist ein Unglück passiert. Mein Milchwagen ist draußen genau vor Ihrem Haus zusammengebrochen. Es

lag ein Stein auf der Straße, den ich nicht gesehen habe. Eines der Holzräder ist zerbrochen.«

»Soll ich ein paar Jungs rausschicken, die Ihnen helfen, den Wagen zu reparieren?«, fragte Pastor Müller freundlich.

»Das wäre wunderbar. Der Wagen muss dafür aber komplett abgeladen werden. Wegen der schweren Milchkannen können wir ihn nicht hochheben. Die Milch schenke ich euch, sie verdirbt ohnehin in der Sonne.«

Jimmy stand vor Staunen der Mund offen. Konnte es sein, dass er sich geirrt hatte? Dass es wirklich einen Gott gab, der sich um die kümmerte, die ihm vertrauten? Wenn das wahr war, dann wollte er diesen Gott kennenlernen! Nun tat es ihm leid, dass er bei den Andachten meistens nicht richtig zugehört hatte.

»Karotte«, flüsterte er. »Können wir nach dem Essen mal miteinander reden? Ich habe einige Fragen.«

»Klar doch«, sagte sein Freund vergnügt. »Aber jetzt lassen wir uns erst mal das Frühstück vom Himmel schmecken, würde ich vorschlagen.«

»Gute Idee!«, lachte Jimmy und biss herzhaft in sein noch warmes Brötchen.

Jimmy und Tom sind erfundene Charaktere, aber es gab im 19. Jahrhundert in den Großstädten Englands Tausende Straßenkinder wie sie, die sich mit kleinen Arbeiten oder

Diebstählen ganz allein durchschlugen. Pastor Georg Müller (1805–1898) war von der Not dieser Kinder tief berührt. Im Jahr 1836 nahm er einige heimatlose Mädchen in seinem Haus in Bristol auf. Doch dabei blieb es nicht, immer mehr Kinder kamen hinzu. Die Arbeit wuchs und wuchs. Im Jahr 1870 leitete Georg Müller mehrere große Waisenhäuser, die insgesamt 2000 Kindern Platz boten. Dort bekamen sie Nahrung, Kleidung, Schulunterricht und hörten von dem Gott, der sie liebt und für die Ewigkeit retten will. Natürlich kostete die Versorgung so vieler Kinder und ihrer Betreuer eine enorme Menge Geld. Georg Müller glaubte fest daran, dass Gott für alle Bedürfnisse sorgen würde. Oft erlebte er Gottes Treue und Hilfe, manchmal im allerletzten Augenblick. Die Geschichte vom »Frühstück vom Himmel« hat er in seinem Tagebuch festgehalten.



Georg Müller las unglaublich gern und viel. Neben der Bibel (die er über 200-mal durchgelesen hat) las er viele Reiseberichte, Biografien und theologische Werke.



ZUM NACH-DENKEN:

Welche Gebetserhörungen hast du schon erlebt?



ZUM NACH-MACHEN:

Noch heute leben in vielen Städten der Dritten Welt Kinder einfach auf der Straße – ohne Eltern, ohne Liebe und Versorgung. Es gibt christliche Organisationen, die solche Kinder aufnehmen und sich um sie kümmern. Überleg doch mal, ob du nicht einen Teil deines Taschengelds für so eine Arbeit spenden könntest. Am besten sprichst du mal mit deinen Eltern darüber.



Station 7

Nun liegt der größte Teil unserer Reise hinter uns – aber drei spannende Stationen erwarten uns noch. Die nächsten Geschichten spielen ungefähr zur selben Zeit: in den 40er- und 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts, also rund hundert Jahre, nachdem Jimmy sein »Frühstück vom Himmel« gegessen hat. Allerdings an drei Orten, die unterschiedlicher kaum sein könnten.

Nach so viel Enge und Lärm im Hafenviertel von Bristol zieht es mich wieder in die Einsamkeit. Lass uns deswegen zurück nach Kanada reisen, ja? Von Norway House geht es fast 2000 Kilometer weiter nach Nordosten – eine unglaublich weite Strecke. Es wird kälter und kälter. Menschen haben wir lange nicht mehr gesehen. Nun befinden wir uns nördlich des Polarkreises. Der Boden ist sanft gewellt und die Landschaft unendlich weit. Hier gibt es keine Bäume, keine Felsen, keine Berge. Überall nur Schnee und Eis, so weit das Auge reicht.

In der Ferne blinken ein paar einsame Lichter. Ob hier oben noch Menschen leben?

Ja! Wir sind in Coppermine, einer kleinen Siedlung mitten in der Schneewüste. Hier leben sieben Inuit-Familien – jetzt im Winter in Iglus, während des kurzen Sommers in Zelten. Dazu gibt es einen Handelsposten der *Hudson's Bay Company* (die kennst du ja schon), eine Polizeistation und eine Handvoll weiterer Häuser. Straßen zu anderen Ortschaften gibt es nicht; wer irgendwohin reisen will, muss das mit dem Hundeschlitten tun – und er braucht einen guten Orientierungssinn! *Inuksuit*, das sind aus Steinen gestapelte Wegweiser, können grobe Anhaltspunkte geben.

In der Umgebung von Coppermine leben viele weitere Inuit-Familien – verstreut in der weiten Eislandschaft, oft weit voneinander entfernt. Besuche und Begegnungen mit anderen Menschen sind hier ganz besondere Ereignisse. Umso mehr freuen sich alle auf das Weihnachtsfest in wenigen Wochen. Dann vervielfacht sich für kurze Zeit die Einwohnerzahl von Coppermine, weil Inuit aus einem Umkreis von weit über tausend Kilometern hier ihre Schneehäuser bauen, um gemeinsam Weihnachten zu feiern.

Diese Zeit ist der Höhepunkt des ganzen Jahres. Es gibt ein großes Willkommen, viele Umarmungen, schöne Geschenke, Spiele für die Kinder, leckeres Essen in Hülle und Fülle und ununterbrochenes Hundegebell – denn jede Familie bringt ein ganzes Gespann Schlittenhunde mit. Am schönsten aber

ist der Weihnachtsgottesdienst, den John Sperry, der »Bischof der Arktis« – von den Inuit *Minihitak* genannt – in der festlich geschmückten Kirche hält. Ja, Weihnachten in Coppermine ist *Kuviahugvik* – eine Zeit der Glückseligkeit.

Wir befinden uns im Jahr 1955, wenige Wochen vor Weihnachten. In einer windgeschützten Senke irgendwo in der riesigen Weite steht ein kleines rundes Iglu aus festgestampften Schneeblöcken. Ein niedriger Tunnel dient als Eingang. Einige Schlittenhunde liegen nicht weit davon entfernt. Weil sie sich halb in den Schnee eingegraben haben, kann man nicht erkennen, wie viele es sind.

Hinter den Hunden steht ein etwa acht Jahre altes Mädchen. Die Figur der Kleinen ist kaum zu erkennen, so dick eingepackt ist sie. Sie trägt einen knielangen Mantel aus Rentierfell, ihre Beine stecken in hohen Fellstiefeln. Die Mütze ist riesengroß und hat einen dicken Pelzrand, der mit kleinen Lederstücken kunstvoll verziert ist. Um ihren Hals hängt eine lange Kette aus Muscheln und kleinen Rentierknochen.

Das breite, freundliche Gesicht des Mädchens blickt gespannt zum Horizont. Es ist erst Mittag, trotzdem steht die Sonne sehr tief am Himmel. Das Iglu wirft einen langen schmalen Schatten über den Schnee. Das Mädchen scheint in der Ferne etwas zu sehen, das ich noch gar nicht erkennen

kann, denn plötzlich läuft es zum Iglu zurück und ruft laut in den Schneetunnel: »Er kommt, Mama!«

Jetzt erkenne auch ich einen Punkt am Horizont, der immer größer wird. Die Hunde, die eben noch entspannt im Schnee geschlafen haben, springen auf und bellen laut. Ein Mann und eine Frau treten aus dem Iglu und stellen sich neben das Mädchen. Auch sie sind dick in Felle eingepackt und schauen gespannt auf den Punkt in der Ferne, der nun die Gestalt eines Hundeschlittens annimmt. Wer da wohl die kleine Familie besuchen kommt?

Allein in der Eiswüste

Betet ihr nun so:
Unser Vater, der du bist in den Himmeln,
geheiligt werde dein Name.

MATTHÄUS 6,9

Aufgeregt trat Anuk von einem Fuß auf den anderen. Das musste der *Minihitak* sein! Ihr Vater hatte gesagt, dass der weiße Prediger sie wahrscheinlich heute auf seiner Rückreise nach Coppermine besuchen würde. Sehnsüchtig hatte sie auf ihn gewartet, denn die Tage waren kurz und dunkel und es gab nur wenig Abwechslung.

Auch Anuk und ihre Familie waren nach Coppermine unterwegs, weswegen sie ihre Iglu-Siedlung im Norden verlassen und sich auf den langen Weg zum großen Weihnachtsfest gemacht hatten. Für einige Tage wohnten sie nun hier, am Rand des gefrorenen Flüsschens, aus dem ihr Vater einige Fische holen wollte, um einen Speisevorrat für die Feiertage anzulegen.

Jetzt war der Schlitten so nah, dass man das Gebell der vorgespannten Hunde hören konnte, die wussten, dass sie gleich eine Pause machen und ihr Fressen bekommen würden. Anuk konnte nun auch den Mann erkennen, der das Gespann lenkte. Er war viel größer als alle anderen Menschen, die sie kannte, und seine Augen waren nicht braun, sondern blau. In einem großen Bogen lenkte er seinen Schlitten so, dass er direkt vor dem Schneehaus zum Stehen kam, sprang mit einem Satz herunter und begrüßte die Familie freudig.

Nachdem die Hunde versorgt waren, saßen die vier im Schneehaus beieinander und genossen den leckeren Karibu-

Eintopf, den Anuks Mama vorbereitet hatte. Danach gab es heißen Tee. Anuk und ihre Eltern hingen wie gebannt an den Lippen ihres Besuchers, begierig auf alle Neuigkeiten, die er zu erzählen hatte:

»Das kleine Baby von Kuluk und Tavak ist leider gestorben. Nuna und Siku haben geheiratet. Und in Tuktutuk haben sie eine riesengroße Robbe gefangen, fast 300 Kilo schwer!«

Bewunderndes Gemurmel, lautes Teeschlürfen, gefolgt von weiteren Neuigkeiten.

»Aput habe ich einen Zahn gezogen, der schon ganz schwarz war!«

Anuk schüttelte sich schaudernd.

Mitten in seiner Erzählung hielt der weiße Mann plötzlich inne. »Moment mal, da hatte ich doch etwas! Wo ist es denn nur? Vielleicht in dieser Tasche? Nein ...« Scheinbar verwirrt fasste er sich an den Kopf, dann zog er betont umständlich etwas aus einer anderen Tasche und gab es Anuk. »Für meine kleine Freundin!«, sagte er augenzwinkernd.

Es war – eine winzige Stoffpuppe. Überglücklich verzog sich Anuk in eine Ecke des Iglus. Eine eigene Puppe! Und sogar mit Haaren! Sie war so beschäftigt, das kleine Wunder zu betrachten, dass sie kaum zuhörte, worüber die Erwachsenen weiterredeten.

Als alle Neuigkeiten ausgetauscht waren, kam der Besucher auf das wichtigste Thema zu sprechen, das ihn immer wieder zu den verstreut lebenden Inuit-Familien dieser einsamen Gegend trieb: die gute Botschaft der Bibel. Er sprach über Gott, den himmlischen Vater, der ganz anders ist als die unberechenbaren Geister, an die die Menschen hier oben bis vor Kurzem geglaubt hatten. Er brachte der Familie auch ein Gebet bei, das auf eine Karte gedruckt war: *»Unser Vater, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name …«*

Anuk sprach die Worte zwar mit, aber ihre Gedanken waren doch ganz bei dem kleinen Stoffpüppchen in ihren Armen.

Viel zu schnell verging die Zeit. Der Missionar musste aufbrechen, denn er wollte vor Einbruch der Dunkelheit in Coppermine sein.

»Ich begleite dich ein Stück und zeige dir den schnellsten Weg«, bot Anuks Vater an, der ein erfahrener Jäger war und sich in der Eiswüste bestens auskannte. »Du bist ja heute ohne Führer unterwegs.«

»Das brauchst du nicht«, beeilte sich John Sperry zu sagen. »Ich kenne den Weg. Außerdem gibt es zwei *Inuksuit* auf der Strecke.«

»Trotzdem, ich komme ein Stück mit dir, *Minihitak*. Einen Gast lässt man nicht allein fahren.«

Schnell spannte Anuks Vater seine Schlittenhunde an und fuhr dem weißen Mann voraus. Anuk und ihre Mama standen Arm in Arm und winkten, bis beide Schlitten nicht mehr zu sehen waren.

Plötzlich hörten sie wieder Hundegebell. Nanu, wo kam das denn her? Von der anderen Seite näherte sich ein Schlitten in schneller Fahrt. Es war Tinko, ein guter Bekannter, der ein Stück oberhalb des Flusses sein Schneehaus gebaut hatte. Auch er war auf der Reise nach Coppermine. Aufgeregt winkte er und rief: »Nana, kannst du schnell kommen? Meiner Frau geht es nicht gut. Das Baby kommt, aber es gibt Probleme bei der Geburt. Wir brauchen Hilfe!«

Anuks Mama überlegte nicht lange. Sie rannte zum Schneehaus und war im Nu im Eingangstunnel verschwunden. Kurze Zeit später kam sie mit einer Tasche nach draußen. Sie hockte sich vor ihr Töchterchen in den Schnee und erklärte: »Anuk, meine Freundin braucht mich jetzt. Du bleibst hier. Eine Geburt kann lange dauern und ich kann dabei nicht auf ein kleines Mädchen aufpassen. Papa wird gleich zurück sein, er wollte dem *Minihitak* ja nur ein Stück vorausfahren. Zum Abendessen könnt ihr den Rest der Suppe essen. Mach's gut, mein Schatz!«

Sie gab ihrer Tochter einen Kuss auf die Nasenspitze und stieg dann zu Tinko, der ungeduldig wartete, in den Schlitten.

Anuk winkte den beiden fröhlich nach. Sie hatte ihre neue Puppe und bald würde Papa zurückkommen, also gab es keinen Grund, sich Sorgen zu machen!

Ein Vater im Himmel

Das Mädchen setzte sich in den weichen Schnee und begann, ein kleines Haus für die Puppe zu bauen. Dann baute Anuk weitere Schneehäuser für andere Puppen, die sie sich in ihrer Fantasie vorstellte. Dazu ein Gespann mit Schlittenhunden. Sie zupfte ein paar Haare aus ihrer Fellmütze, um die Hunde echter aussehen zu lassen. So verging die Zeit und auf einmal bemerkte Anuk, dass die Sonne bereits ganz tief am Himmel stand. Sie fröstelte. Warum war Vater noch nicht zurück? Angestrengt spähte das Mädchen in die Richtung, in die ihr Vater und der Missionar gefahren waren, aber sie sah keinen Schlitten zurückkommen. So lange war sie noch nie allein gewesen. Sie spürte, dass sie Hunger bekam und beschloss, den Rest des Mittagessens aufzuwärmen.

Als Anuk durch den niedrigen Tunnel ins Iglu kroch, fiel ihr Blick auf die Karte, die der Missionar dagelassen hatte. Sie konnte nicht lesen, aber sie wusste auch so, welche Worte darauf standen. Es war das *Vater Unser*, das der *Minihitak* ihnen beigebracht hatte.

Unser Vater, der du bist im Himmel.

»Was bedeutet das eigentlich?«, fragte sich Anuk. Heute Morgen hatte sie die Worte einfach nachgesprochen, aber jetzt, während sie die Suppe über der kleinen Tranlampe erwärmte, dachte sie zum ersten Mal darüber nach.

Ein Vater im Himmel. Das drückte gleichzeitig Nähe und Abstand aus. Ein Vater, das war jemand, der einen liebte, beschützt und versorgte. Im Himmel ... das bedeutete Ferne. Oder noch etwas anderes?

Durch das kleine Loch in der Iglu-Decke, durch das der Rauch der Tranlampe entwich, sah sie, wie der Himmel sich langsam dunkel färbte und die ersten Sterne aufleuchteten. Wo sie auch war, ob in ihrer Siedlung im Norden, hier am Fluss oder in Coppermine, überall war der Himmel über ihr. Ihr richtiger Vater konnte immer nur an einem Ort sein – und jetzt war er fort. Aber der Himmel war überall und so musste der himmlische Vater auch überall sein.

»Also bin ich jetzt nicht allein hier. Gott ist bei mir!«, wurde es Anuk plötzlich klar. Ein tiefer Friede zog in das Herz des kleinen Mädchens. Sie legte die Felle auf der Bettstelle zurecht und kuschelte sich hinein. Sie nahm ihre Puppe in den Arm und legte die Karte neben sich. Die Tranlampe, die niemals ganz verlosch, verbreitete ein sanftes Licht in dem kleinen Schneehaus.

Unser Vater, der du bist im Himmel.

»*Mein* Vater im Himmel«, flüsterte Anuk, »ich weiß, dass du da bist und mich siehst. Bitte hilf Mama und mach, dass das Baby gut zur Welt kommt. Bewahre Papa, wo immer er ist. Und lass mich jetzt gut schlafen. Amen.«

Es war nicht lange danach, dass der Jäger zurückkam und überrascht feststellte, dass seine schlafende Tochter allein im Iglu war. Mit einem Stäbchen aus Knochen drückte er den Docht der Tranlampe, der aus getrockneten Flechten bestand, auseinander, sodass die Flamme heller aufleuchtete. Dann erwärmte er die restliche Suppe und weckte seine Tochter sanft.

Anuk richtete sich auf und erzählte verschlafen: »Mama ist weggefahren. Sie brauchten Hilfe mit dem Baby. Ich dachte, dass du gleich wiederkommst. Aber du kamst nicht!«

Plötzlich musste sie anfangen zu weinen.

Ihr Vater nahm sie fest in den Arm. »Das tut mir leid, meine Kleine. Ich wusste nicht, dass du allein warst! Ich dachte, Mutter wäre bei dir. Ich habe unseren Gast bis an sein Ziel gebracht.« Da sah er die Karte neben Anuk liegen. »Hast du dir die Karte angeschaut?«

Anuk nickte: »Ja. Da steht doch: *Unser Vater, der du bist im Himmel.* Da habe ich gedacht, dass mein Vater im Himmel auch dann bei mir ist, wenn du nicht da bist.«

Sie wischte sich tapfer eine Träne von der Wange.

Vater lächelte und zog seine Tochter fester an sich. »Gott weiß, dass kleine Mädchen einen Vater auf der Erde brauchen. Aber wenn der mal nicht da ist, darfst du wissen: Dein Vater im Himmel ist immer bei dir! Komm, und jetzt iss noch etwas.«

Anuk fühlte, wie die warme Suppe sie wärmte. Sie sah auf das liebe Gesicht ihres Vaters, das im Schein der Tranlampe glänzte. Und sie sah die Sterne, die draußen am Nachthimmel funkelten.

Einen Vater auf der Erde und einen im Himmel. Wie gut es mir geht!, dachte sie glücklich.

Der Engländer John Sperry (1924–2012) zog 1950 nach Coppermine. Übrigens, dieser Ort heißt heute Kugluktuk – versuch doch mal, diesen Zungenbrecher drei Mal hintereinander schnell auszusprechen!

Damals lebten die meisten Inuit ganz traditionell: in Schneehäusern, ohne technische Geräte, ohne Strom und ohne medizinische Versorgung – und das bei Temperaturen bis zu minus 60 °C!

Sperry entschied sich, mit diesen Menschen ihr hartes und einsames Leben zu teilen. Neunzehn Jahre lang wohnte er mit seiner Familie in Coppermine und war gleichzeitig Jäger, Schlittenführer, Zahnarzt und Missionar. Seine Besuche in den verstreuten Iglu-Siedlungen der Inuit und die gemeinsamen Weihnachtsfeste in Coppermine waren Höhepunkte im

Jahreslauf der Menschen dort. Außerdem übersetzte er die Bibel in ihre Sprache. Kurz vor seinem Tod im Februar 2012 ehrte ihn Queen Elizabeth II. mit einem Verdienstorden für seinen Einsatz zur Bewahrung der Inuit-Kultur.

In den 1960er- und 1970er-Jahren änderte sich das Leben der Inuit grundlegend: Die meisten gaben ihre traditionelle Lebensweise auf und ließen sich dauerhaft in Coppermine oder weiter südlich gelegenen Orten nieder.

ÜBRIGENS:

Ein Spiel, das Inuit-Kinder früher oft gespielt haben, ist das »Mundziehen«:

Dabei hakten jeweils zwei Spieler ihre Finger in die Mundwinkel des anderen und zogen dann kräftig nach außen. Ziel war es, den anderen zum Aufgeben zu bringen – entweder, weil es zu sehr wehtat oder weil der Mitspieler lachen musste. Bei solchen Spielen trainierten die Kinder Selbstbeherrschung und das Aushalten von Schmerzen – wichtige Kompetenzen zum Überleben in der Arktis.



ZUM NACH-DENKEN:

Was tust du, wenn du Angst hast
und dich verlassen fühlst?



ZUM NACH-MACHEN:

Die Inuit stapelten Steine zu Figuren, die man *Inuksuit* nennt. Solche Steintürme dienten in der weiten Arktis als Wegweiser oder zeigten besondere Plätze an. Vielleicht hast du Lust, das mal nachzumachen? Wenn du das nächste Mal in einer steinigen Gegend wanderst oder spazieren gehst, sammele ein paar größere Steine und baue einen Turm daraus.

Wenn du möchtest, kannst du oben auf das Gebilde aus kleineren Steinen und einem Stock als Querbalken ein Kreuz setzen – als Hinweis darauf, dass Jesus der beste Wegweiser für unser Leben ist.





Station 8

Nach so viel Schnee und Eis zieht es mich wieder in eine wärmere Gegend! Kommst du mit?

Die nächste Station unserer Reise könnte kaum gegensätzlicher zu der vorherigen sein. Wir sind nicht mehr am Polarmeer, sondern rund 8000 Kilometer davon entfernt – mitten in der Wüste. Genauer gesagt: in der Wüste Juda in Israel, in der die steilen Felswände des judäischen Gebirges in die tiefe Senke des Toten Meeres abfallen.



Hier ist es sehr heiß, im Sommer oft über 40 °C. Dazu kommt die große Trockenheit, denn Regen fällt hier nur selten. So weit das Auge reicht, breiten sich sandfarbene Steine, zerklüftete Felsen und öde Geröllfelder aus. Das Tote Meer glitzert strahlend blau in der Sonne – doch trinken kann man daraus nicht, denn es ist viel zu salzig.

Am Rand eines **Wadis** , windgeschützt zwischen den Hügeln, stehen mehrere Zelte aus dunklem Ziegenhaargewebe in einem Halbkreis. Sie sind lang gestreckt und flach, die Holzpfosten sind mit Stricken und Steinen gesichert, damit sie bei Sturm stehen bleiben. In der Mitte des freien Platzes

sind Ziegen und Schafe angebunden. Auch ein paar Esel entdecke ich, und einige Hunde halten Wache. Mehrere Feuerstellen verraten, dass hier gekocht und gegessen wird.

Wo wir uns wohl befinden? Richtig – in einem Beduinenlager. Herzlich willkommen beim Stamm der Ta'mireh!

Wir schreiben den Anfang des Jahres 1947. Es ist früh am Morgen, und die meisten Menschen schlafen noch. Doch langsam erwacht das Lager zum Leben. Die Ziegen sind aufgestanden und meckern nach ihrem Futter. Die ersten Frauen beginnen, die Feuer neu zu entfachen. Und bei dem Zelt dort vorne – siehst du das? Hinter den Zeltbahnen bewegt sich etwas. Die Decken am Eingang werden zur Seite geschoben. Sollen wir abwarten, wer da gleich herauskommt?

Der Schatz der Höhle

Ich bin der HERR, und sonst gibt es
keinen Gott! Nicht im Verborgenen habe ich
geredet, am Ort eines finsteren Landes.
Ich sprach zu den Nachkommen Jakobs
nicht: Sucht mich vergeblich!
Ich bin der HERR, der Gerechtigkeit redet,
Wahrheit verkündet.

JESAJA 45,18-19

Es war das laute Schreien eines Esels, das Muhammed an diesem Morgen geweckt hatte. Verschlafen schlug er die Augen auf, schob die Decken am Eingang des Zeltes auseinander und taumelte wenige Augenblicke später nach draußen. Das helle Tageslicht blendete ihn, und erst nach einem Moment erkannte er seine Mutter, die vor dem Zelt Brotfladen knetete.

»Ist Vater schon weg?«, fragte der Junge hastig.

»Ja, seit Sonnenaufgang. Er hat deinen Bruder Hassan mitgenommen. War das nicht so abgesprochen?«

Muhammed fühlte, wie der Ärger in ihm aufstieg.

»Wenn du die ganze Woche die Ziegen für mich hütest, darfst du am Samstag mit Vater auf **Gazellen** jagd gehen. Ich wecke dich rechtzeitig«, hatte Hassan ihm versprochen. Tja, aber was konnte man auf ein Versprechen schon geben? Jetzt war er trotzdem allein zurückgeblieben. Die anderen waren ohne ihn aufgebrochen und ein weiterer langer, eintöniger Arbeitstag in der Hitze lag vor ihm.

Noch immer verärgert trieb Muhammed eine Stunde später mit seinen Cousins die Ziegen durch die karge Landschaft. Die hellen Kalk- und Kreidefelsen glühten in der Sonne und warfen harte Schatten auf den Boden. Weit und breit war kein Baum zu sehen; nur vereinzelte Sträucher überlebten in dieser Wüstengegend. Gierig stürzten sich die Ziegen auf jedes Büschelchen Gras, das sie fanden.

Der Tag wurde lang und beschwerlich. Am späten Nachmittag ließen die Jungen die Tiere an einem Wasserloch trinken und machten sich zur Heimkehr bereit. Nach seiner Gewohnheit zählte Muhammed die Ziegen: 32, 33, 34 ... Halt – da fehlte doch ein Tier! Wieder zählte er. Tatsächlich, eine Ziege war verschwunden. So konnten sie unmöglich ins Lager zurückkehren.

»Komm, Muhammed«, schlug sein Cousin Khalil vor, »wir beide suchen den Ausreißer. Vielleicht hat er sich dort hinten bei den Felsen verlaufen. Juma'a bleibt hier und passt auf die anderen auf.«

Gesagt, getan. Muhammed und Khalil liefen den Weg zurück, kletterten über scharfe Felsen und rutschten steile Abhänge voller Geröll hinunter. Dabei riefen sie laut nach der entlaufenen Ziege. Irgendwo musste das Tier doch sein!

»Vielleicht ist sie in eine der Höhlen da oben gelaufen, um Schatten zu finden«, überlegte Muhammed und zeigte auf die schwarzen Öffnungen, die ein Stück über ihnen wie aufgerissene Münder aus dem Felsen gähnten.

»Ich hab keine Lust, da hinaufzuklettern und mir ein Bein zu brechen. Pass auf, ich werfe einen Stein in die Höhle. Wenn die Ziege da drin ist, kommt sie bestimmt heraus.«

Wie alle Beduinenjungen war Khalil ein geübter Werfer. Der Stein flog zielsicher in den dunklen Eingang. Ein klirrendes Geräusch hallte zurück – doch keine Ziege zeigte sich.

»Fehlanzeige. Lass uns umkehren. Vielleicht ist der Ausreißer inzwischen von allein zurückgekommen.«

»Hast du das Geräusch gehört?«, fragte Muhammed seinen Cousin, während er über einen großen Stein kletterte. »Das klang nicht nach Sand oder Fels. Ich würde zu gern wissen, was du da getroffen hast.«

»Ach was, ich war mal in einer dieser Höhlen. Da liegt nur Geröll und Staub.«

Als sie eine halbe Stunde später das Wasserloch erreichten, winkte ihnen Juma'a entgegen. Die verlorene Ziege war zurückgekommen. Erleichtert trieben die drei Jungen die Herde heimwärts.

Am Abend im Zelt konnte Muhammed lange nicht einschlafen. Dass sein Bruder beim Essen mit seinen spannenden Jagderlebnissen geprahlt hatte, war schon schwer zu ertragen gewesen. Als er aber dann noch das Gewehr zeigte, das Vater ihm zum Abschluss des erfolgreichen Tages geschenkt hatte, platzte Muhammed endgültig der Kragen. Wütend war er aus dem Zelt gelaufen und erst spät zurückgekommen. Wie gern würde er selbst einmal etwas Besonderes erleben! Oder wenigstens genug Geld haben, um sich ein eigenes Gewehr kaufen zu können. Manche Jungen in seinem Alter besaßen bereits eigene Ziegen oder Waffen. Und er? Er war fast fünfzehn Jahre alt – und hing noch immer am Rockzipfel seiner Mutter.

In Gedanken hörte Muhammed wieder das Klirren, als Khalils Stein in der Höhle aufgeschlagen war. Könnte es nicht sein, dass dort wirklich ein Schatz verborgen lag? In der Wüste trieb sich allerlei lichtscheues Gesindel herum; eine abgelegene

Höhle war ein ideales Versteck für Diebesgut oder Schmuggelware.

Morgen gehe ich zurück und schaue nach. Vielleicht finde ich etwas, was mein Leben verändert. Mit diesem glücklichen Gedanken schlief Muhammed endlich ein.

Sein Bruder staunte nicht schlecht, als Muhammed sich am nächsten Morgen freiwillig zum Ziegenhüten meldete. Auch seine Cousins wunderten sich, dass er diesmal unbedingt allein losziehen wollte.

Gegen Mittag erreichte Muhammed die Höhle. Er war sehr aufgeregt und das Herz klopfte ihm bis zum Hals. In seiner Fantasie war der Schatz, den er gleich finden würde, mit jedem Schritt größer geworden. Geschickt kletterte er an den glatten Felswänden hinauf. Der Eingang war enger, als er es von unten vermutet hatte. In der Höhle war es dunkel und kühl. Muhammed schaltete die kleine Taschenlampe ein, die er mitgenommen hatte.

Ja – dort, an der Wand stand etwas: ein bauchiger Krug mit einem großen Sprung. Daneben der Stein, den Khalil geworfen hatte. Muhammed zerbrach den Krug vollends. Was wohl ...?

Enttäuscht runzelte er die Stirn. Keine Münzen, keine Schmuckstücke – nur irgendwelche Rollen, manche in Tücher gewickelt. Sie zerbröselten fast in seinen Händen. Ein merkwürdiger herber Geruch erfüllte die Luft.

Da waren mehr Krüge! Zehn zählte Muhammed insgesamt. Die meisten waren leer, in einigen steckten jedoch weitere dieser merkwürdigen Rollen – manche waren klein und schmal, andere so lang wie sein Unterarm. Hastig stopfte er so viele Rollen wie möglich in die große Tasche, die er sich für seinen erträumten Schatz mitgebracht hatte. Vielleicht kam ihm später eine Idee, was er damit anfangen konnte. Missmutig machte er sich auf den Rückweg.

Am nächsten Morgen saß Muhammed vor seinem Zelt und wartete, bis seine Mutter die Brotfladen für das Frühstück fertig gebacken hatte. Währenddessen untersuchte er den Inhalt seiner Tasche genauer. Die Rollen bestanden aus dünner Tierhaut. Viele waren zerfressen, brüchig und fielen beim Auseinanderrollen fast auseinander. Gedankenverloren riss er ein paar Stücke ab und warf sie in das kleine Feuer vor ihm. Sofort zogen sie sich in der Glut zusammen, und ein angenehmer Geruch breitete sich aus.

»Vielleicht taugt das Zeug wenigstens als Brennmaterial«, murmelte er.

»Was machst du da?« Mutter sah ihn verwundert an, während sie den nächsten Fladen wendete.

»Das hab ich gestern in der Wüste gefunden. Ist aber nur wertloses Zeug.«

»Warte mal.« Sie nahm ihm eine Rolle aus der Hand. »Sieh doch – hier sind Schriftzeichen. Lesen kann ich die Buchstaben nicht, aber das ist ein Text. An deiner Stelle würde ich die Rollen bei der nächsten Reise nach Bethlehem mitnehmen. Bring sie zum Schuster, vielleicht kann er sie gebrauchen und gibt er dir etwas Geld dafür. Immerhin sind sie aus Leder.«

Übers Ohr gehauen

Es dauerte einige Wochen, bis die nächste Reise nach Bethlehem anstand. Hier verkauften die Beduinen Ziegenfelle, Käse und Schafe. Außerdem deckten sie sich mit dem ein, was sie in der Wüste nicht herstellen oder kaufen konnten – Mehl, Zucker, Stoffe und Metallwaren.

Für Muhammed war die Reise nach Bethlehem jedes Mal ein Erlebnis. Die vielen Menschen, Geräusche, Farben und Gerüche überwältigten ihn beinahe nach den langen Monaten der Eintönigkeit in der Wüste.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als die Beduinen das Bergstädtchen endlich erreichten. Die Gassen der Altstadt waren eng und von schiefen Holzbalken überdacht, von denen Teppiche und Tücher herabhingen. Esel drängten sich an ihnen vorbei, beladen mit Körben voller Gemüse. Frauen riefen

ihre Waren aus, Männer hockten plaudernd und rauchend in Gruppen auf dem Boden.

Muhammed bog in eine krumme Seitenstraße ein. Hier reihten sich viele kleine Läden aneinander, jeder Laden kaum größer als ein Zelt in seinem Lager. Er wusste genau, wohin er musste – in den Laden des Schusters Ali, bei dem die Beduinen immer ihre Sandalen flicken ließen. Muhammed bückte sich und trat durch die niedrige Tür. Die Luft im Raum war heiß und stickig.

Vor ihm saß ein Mann mit krummem Rücken, die Hände schwarz von der ständigen Arbeit mit Leder. Sein Oberkörper beugte sich im Takt des Hammers, mit dem er ein Stück Tierhaut bearbeitete. Um ihn herum lagen Schuhe, Flicken und Riemen verstreut. Ein Kohlebecken glühte in der Ecke, es roch nach Rauch, Tieren und Leder.

Der Schuster sah auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Na, was bringst du mir denn da?«

»Eine alte Lederrolle«, sagte Muhammed und zog eine große Rolle aus seiner Tasche. »Kannst du sie gebrauchen?«

Der Mann nahm die Rolle in seine schwieligen Hände und begutachtete sie aufmerksam. Dann hob er den Kopf und musterte Muhammed eindringlich.

»Viel wert ist so eine Rolle nicht. Sieh nur, wie alt sie ist. Das Leder kann ich kaum gebrauchen. Ich gebe dir drei Pfund dafür.«

Drei Pfund? Muhammeds Herz sank. Das war fast nichts. Doch was konnte er machen? Immerhin war es Geld.

»Abgemacht«, murmelte er und schob ihm die Rolle hin.

»Hast du noch mehr solcher Rollen?«, drängte der Schuster.

»Warum fragst du? Sie sind doch nichts wert, dachte ich.«

Der Mann strich sich über den Bart. »Sind sie auch nicht. Trotzdem – bring mir alle, die du hast. Bei jeder Rolle erhöhe ich den Preis.«

Verwirrt verließ Muhammed den Laden. Die wenigen Münzen klimperten in seiner Tasche, aber er fühlte sich betrogen. Es war dasselbe Gefühl, das ihn überkommen hatte, als er am Morgen aufgewacht war und sein Bruder längst zur Jagd aufgebrochen war. *Die Rollen sind wertlos*, hatte Ali ihm gesagt. Aber konnte er ihm glauben?

Die Beduinen hatten ihr Lager außerhalb der Stadt aufgeschlagen. Noch einen Tag würden sie in Bethlehem Geschäfte machen und dann wieder nach Hause reisen.

»Und, hast du einen guten Tag gehabt, mein Sohn?« Vater klopfte Muhammed freundschaftlich auf die Schulter. Sie saßen gerade beim Essen, über dem Feuer drehte sich ein Ziegenbraten, es zischte jedes Mal, wenn Fett in die Flammen tropfte.

»Es geht so«, antwortete Muhammed. »Sag mal – zu wem würdest du alte Lederrollen bringen? Ich habe welche in einer Höhle in der Wüste gefunden. Der Schuster Ali hat mir nur ein paar Pfund dafür gegeben.«

Nachdenklich strich sich Vater über den Bart. »Alt, sagst du? Dann versuch es mal bei Kando.«

Als Muhammed ihn fragend anschaute, fuhr sein Vater fort: »Kando ist sein Spitzname, eigentlich heißt der Mann Khalil Iskander Shanin. Er ist ebenfalls Schuster, aber er handelt nebenbei mit **Antiquitäten** . Sein Geschäft liegt nur ein paar Gassen von Alis Laden entfernt. Morgen zeige ich es dir.«

Als Muhammed am nächsten Tag Kandos Laden betrat, war er überrascht, wie groß der Raum war. Auch hier flogen überall Schuhe und Lederreste herum, doch in den Regalen standen tönerne Gefäße, Schalen und allerlei andere Dinge. Und auf dem großen Holztisch am Ende des Raumes lag – Muhammed traute seinen Augen kaum – seine Rolle!

»Wo haben Sie die Rolle her?«, fragte er den kleinen Mann, der hinter dem Tisch saß und Geld zählte.

»Die habe ich gestern gekauft. Es ist eine alte Schriftrolle, und sie könnte wertvoll sein. Warum interessierst du dich dafür? Willst du sie kaufen?«

Muhammed schüttelte den Kopf. »Nein, aber haben Sie Interesse an weiteren Rollen? Ich habe noch welche.« Diesmal war Muhammed vorsichtiger. Er zog nur eine Rolle aus seiner Tasche und beobachtete das Gesicht des Händlers. Ihm entging das Blitzen in Kandos Augen nicht.

Nachdem er die Rolle betrachtet hatte, nannte er einen Preis, der viel höher war als das, was er gestern von Ali bekommen hatte.

»Das Doppelte«, verlangte Muhammed.

Kando schüttelte den Kopf.

»Dann eben nicht. Ich habe auch andere Interessenten.« Muhammed zuckte mit den Schultern, drehte sich um und verließ den Laden. Eine halbe Stunde später kehrte er zurück. »Jemand anderes hat mir ein höheres Angebot gemacht«, log er.

»Du hast die Rolle aber noch? Verkauf sie mir bitte!«, rief Kando hastig und legte den dreifachen Betrag auf den Tisch.

Am Ende war Muhammed alle Rollen los – und hatte eine beachtliche Summe Geld in seiner Tasche. Genug, um sich ein paar Ziegen und sogar ein Gewehr zu kaufen. Auf dem Heimweg summte er voller Freude vor sich hin. Endlich konnte er seinen großen Bruder übertrumpfen!

In den folgenden Monaten haben Muhammed und seine Cousins nach weiteren Rollen gesucht und sie in Bethlehem

verkauft. Der Antiquitätenhändler Kando verkaufte die Rollen mit Gewinn weiter, bis sie nach einigen Umwegen in die Hände von Forschern gelangten, die ihr Alter bestimmen konnten. Schnell war den Experten klar: Hier war ein Jahrhundertfund gelungen! Die Untersuchungen zeigten, dass die Schriftrollen über 2000 Jahre alt waren und aus der Zeit zwischen dem 3. Jahrhundert v. Chr. und dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammten. **Archäologen** *begannen daraufhin, das Gebiet bei Qumran systematisch zu erforschen. In den folgenden Jahren wurden insgesamt elf Höhlen mit mehr als 900 Schriftrollen und* **Fragmenten** *aus Leder,* **Pergament** *und* **Papyrus** *entdeckt. Qumran wurde zu einer bedeutenden Ausgrabungsstätte, an der viele Menschen mitarbeiteten – auch viele der Ta'mireh-Beduinen. Unter ihnen war auch Muhammed. Seit er als 15-Jähriger die ersten Rollen entdeckt hat, sind sechzehn Jahre vergangen.*

Wir befinden uns im Jahr 1963. In der Ausgrabungsstätte Qumran ist Feierabend eingekehrt. Die Leute sitzen an langen Bänken unter freiem Himmel und essen ihr Abendessen. Die Stimmung unter den Arbeitern ist gedrückt. Heute ist der monatliche Lohn ausgezahlt worden – aber die versprochene Erhöhung blieb aus.

Muhammed nahm sich einen letzten Schlag Suppe.

Dann ging er ein paar Schritte in die karge Landschaft und setzte sich auf den staubigen Boden. Er lehnte sich gegen einen Steinblock, zündete sich eine Zigarette an und blickte in den sternklaren Himmel.

»Hast du Feuer für mich?« Einer der amerikanischen Archäologen setzte sich zu ihm. Muhammed hielt ihm ein Streichholz hin. Der Mann sog den Rauch tief ein und streckte sich neben dem Beduinen auf dem Boden aus.

»Das tut gut«, sagte er mit einem zufriedenen Seufzen.

»Ja – besonders nach so einem frustrierenden Tag.«

»Ich habe gehört, dass euer Lohn nicht erhöht wurde. Vielleicht kann ich mal mit der Ausgrabungsleitung sprechen. Ihr arbeitet hart.«

»Ja – schon zum zweiten Mal haben die da oben ihr Versprechen gebrochen. Alles ist teurer geworden. Wovon soll ich meine Familie ernähren?« Muhammed klopfte die Asche seiner Zigarette neben sich auf den Boden und fügte enttäuscht hinzu: »Aber so sind die Menschen. Jeder lügt, wenn es ihm was bringt. Das habe ich bereits als Kind gelernt. Und als Jugendlicher auf besonders bittere Weise.«

»Echt? Erzähl mal.«

»Weißt du, ich war derjenige, der die Rollen zuerst gefunden hat. Und was habe ich heute davon? Nichts. Der erste Händler hat mich betrogen und mir kaum etwas dafür gegeben. Der zweite gab mir ein bisschen mehr. Aber wenn ich

sehe, was diese Funde alles ausgelöst haben ...« Mit einer weiten Armbewegung deutete Muhammed auf die Ausgrabungsstätte. »Ich habe gehört, dass der Staat Israel Millionen für eine Rolle gezahlt hat!«

Der Amerikaner nickte. »Ja, das stimmt. Es tut mir leid zu hören, dass du als der eigentliche Entdecker so wenig von dem Fund profitiert hast.«

Eine Weile war es still zwischen den beiden Männern. Dann fuhr der Archäologe fort: »Von Menschen wird man oft enttäuscht. Auch ich kann ein Lied davon singen. Umso froher macht es mich, dass Gott ganz anders ist. Seine Worte sind wahr. Er hält, was er verspricht.«

Muhammed lachte kurz auf und drückte seine Zigarette im Sand aus. »Von wegen. Du bist Christ, nicht wahr? Euer heiliges Buch ist doch verfälscht worden. Das habe ich auch als Kind gelernt.«

Der Archäologe schüttelte energisch den Kopf. »Nein! Man kann über die Bibel denken, was man will, aber sie ist äußerst zuverlässig überliefert worden. Gerade dein Fund hat das eindrücklich beweisen.«

»Ehrlich?« Überrascht sah Muhammed auf.

»Ja. Aus der ersten Höhle stammt die große Jesajarolle – eine vollständige Abschrift des Prophetenbuches Jesaja, datiert ungefähr auf das Jahr 200 v. Chr. Damit ist dieser Text rund tausend Jahre älter als die bis dahin bekannte älteste

hebräische Handschrift. Und was hat man festgestellt?« Der Archäologe machte eine Pause, um die Spannung zu erhöhen. »Sie ist nahezu wortgleich mit den späteren Texten! Das zeigt, dass Gottes Wort über Jahrhunderte hinweg treu und zuverlässig überliefert wurde.«

Muhammed schwieg einen Moment. »Das wusste ich nicht. Was hat der Prophet Jesaja eigentlich so gesagt?«

Der Archäologe lächelte. »Vielleicht solltest du dich mehr mit deinem eigenen Fund beschäftigen.«

Er zog eine kleine Bibel aus seiner Hosentasche und schlug das Buch Jesaja auf. »Der Prophet kündigte an, dass Gott einmal einen Retter auf diese Welt schicken würde. Jahrhunderte später kam Jesus tatsächlich. Du siehst: Wenn Gott etwas sagt, dann erfüllt er es auch.«

Er blätterte in dem kleinen Buch. »In Jesaja gibt es auch einen Vers, der sagt, dass Gott die Wahrheit redet. Ach ja, da habe ich ihn. In Kapitel 45.« Seine Finger zeigten auf einen mit Bleistift unterstrichenen Satz: *Ich bin der Herr, der Gerechtigkeit redet, Wahrheit verkündet.*

Muhammed schaute interessiert in das kleine Buch. »Ein Gott, der wahr ist. Auf den man sich verlassen kann. So etwas würde mir gefallen.«

»Und schau dir mal den Vers davor an«, sagte der Archäologe. »Da steht: *Ich bin der Herr, und sonst gibt es keinen Gott. Nicht im Verborgenen habe ich geredet, am Ort eines*

finsteren Landes. Ich sprach zu den Nachkommen Jakobs nicht: Sucht mich vergeblich.«

Er sah den Beduinen eindringlich an und wiederholte: »Man sucht diesen Gott der Wahrheit nicht vergeblich. Hast du schon einmal nach Gott gesucht, Muhammed?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht genau. Das sind alles ganz neue Gedanken für mich. Wahrheit, Zuverlässigkeit, Verlässlichkeit – ich dachte, so etwas gibt es nicht auf dieser Welt.« Er stand auf und blickte über die weißen Zelte des Lagers. In den Felsen dahinter gähnten die schwarzen Löcher der Höhlen, in die er damals als Junge geklettert war. Zu denken, dass dort über Jahrtausende Texte gelegen hatten, deren Wortlaut mit den heutigen Bibeln übereinstimmte! Was, wenn es nun wirklich Worte eines lebendigen, wahrhaftigen Gottes waren? Eines Gottes, den man finden und zu dem man eine persönliche Beziehung haben konnte?

Muhammed drehte sich um und sagte langsam: »Ich danke dir für das Gespräch. Du kannst sicher sein, dass ich weiter darüber nachdenken werde.«

Die große Jesajarolle war der bedeutendste Fund von Qumran und ist heute im Israel-Museum in Jerusalem ausgestellt.

Muhammed edh-Dhib, ein 15-jähriger Beduinenjunge, entdeckte 1947 mit seinen Cousins Khalil Musa und Juma'a

Muhammed die ersten Rollen in einer Höhle. Wie der Fund genau abgelaufen ist und welchen Weg die Rollen danach nahmen, darüber kursieren verschiedene Versionen. Auf jeden Fall wurden in den folgenden Jahren viele weitere Rollen und Fragmente gefunden, darunter Teile von allen Büchern des Alten Testaments (außer dem Buch Esther).

Es gibt ein Foto aus dem Jahr 1963, das Muhammed als Arbeiter in der Ausgrabungsstätte Qumran zeigt. Ob er selbst geistliche Konsequenzen aus seiner spektakulären Entdeckung gezogen hat, ist nicht bekannt. Doch sein Fund bezeugt bis heute eindrücklich, wie zuverlässig das Wort Gottes überliefert wurde.

ÜBRIGENS:



Manche Rollen waren – obwohl sie bereits seit 2000 Jahren in der Höhle lagen – noch sehr gut erhalten, zum Beispiel die große Jesajarolle. Als man sie ausrollte, war sie über sieben Meter lang! Andere Schriftrollen waren in Hunderte kleine Stückchen zerfallen, manche davon winziger als ein Fingernagel. In jahrelanger Arbeit mussten Forscher sie wie ein riesengroßes Puzzle wieder zusammensetzen – das erforderte ungeheuer viel Geduld und Fingerspitzengefühl.



ZUM NACH-DENKEN:

Kennst du weitere Verse oder Geschichten aus der Bibel, die klarmachen, dass Gott ein Gott der Wahrheit ist und dass seine Zusagen immer eintreffen?

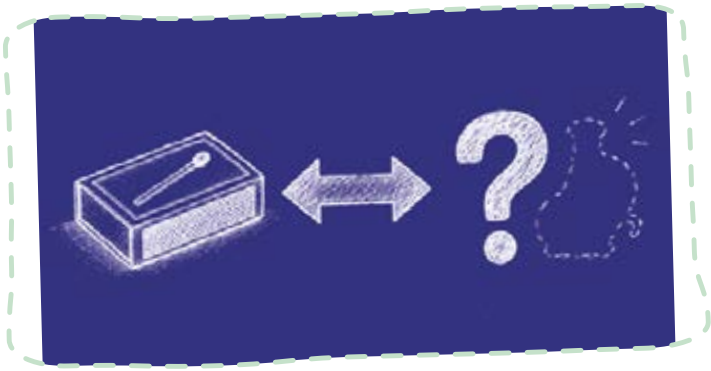


ZUM NACH-MACHEN:

Auf den Märkten und in den Läden Bethlehems wurde nicht nur mit Geld bezahlt, sondern auch mit Waren gehandelt. Die Beduinen gaben zum Beispiel Ziegenfelle her und erhielten dafür Lebensmittel oder Werkzeuge.

So ein Tauschhandel kann auch heute noch richtig Spaß machen! Probiert es doch einmal als Spiel aus, wenn ihr auf einer Geburtstagsfeier mit mehreren Kindern zusammen seid.

- Teilt euch in Gruppen auf. Jede Gruppe bekommt denselben Startgegenstand – zum Beispiel eine Schachtel Streichhölzer oder eine Rolle Müllbeutel.
- Eure Aufgabe ist es nun, in der Nachbarschaft zu klingeln und freundlich zu fragen, ob jemand euren Gegen-



stand gebrauchen kann – und was er euch im Tausch dafür geben würde.

- Sprecht vorher eine Zeit ab, wie lange euer Spiel dauern soll, zum Beispiel eine Stunde. Dann treffen sich alle Gruppen wieder und vergleichen ihre »Beute«.
- Gewonnen hat die Gruppe, die den größten oder außergewöhnlichsten Gegenstand ertauscht hat. Ihr werdet staunen, was für verrückte Dinge die Leute euch geben!



Station 9

Bevor wir zu unserer letzten Station weiterreisen, habe ich eine Frage an dich: Welche drei Dinge sind ewig? Vielleicht musst du einen Moment darüber nachdenken. Nein – die Erde ist es nicht, und auch der Himmel nicht. Ewig sind allein Gott (siehe Psalm 90,2), sein Wort (siehe Matthäus 24,35) und der Mensch – der einmal die Ewigkeit *mit* Gott oder *getrennt von ihm* verbringen wird. Wenn wir ein sinnvolles Leben führen wollen, müssen wir uns daher vor allem mit diesen drei Dingen beschäftigen: mit Gott, seinem Wort und mit Menschen. Alles andere ist vergänglich.

In unserer nächsten Geschichte lernst du eine Frau kennen, deren Leben sich um genau diese drei Dinge drehte. Sie lebte von 1902 bis 1970, stammte ursprünglich aus England und verbrachte viele Jahre ihres Lebens in China und Taiwan. Hier wurde sie nicht Gladys Aylward, sondern Ai Weh-Deh genannt. Ihren Dienst begann sie in der Provinz Shaanxi (also einem großen Landesteil) im Nordwesten Chinas – das ist ungefähr 6500 Kilometer von Qumran entfernt. Wir reisen in eine ber-

gige Region mit vielen kleinen Dörfern, die damals nur durch staubige Pfade miteinander verbunden waren. Unterhalb der Berge, in einer grasbewachsenen Ebene, fließt der Gelbe Fluss – ein mächtiger, schlammig-gelber Strom, bekannt für seine großflächigen Überschwemmungen.

Wir befinden uns im Jahr 1935, in einem kleinen Ort mitten in den Bergen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und stehen dicht beieinander, da es in dem engen Tal nur wenig Platz gibt. Hinter den Häusern ziehen sich terrassenförmig angelegte Felder nach oben, auf denen Hirse und Weizen wachsen. Es ist später Vormittag. In den vergangenen Tagen hat es viel geregnet, und die Wege zwischen den Häusern sind weich und matschig.

Auf dem freien Platz in der Mitte des Dorfes drängen sich viele Menschen. Einige stehen, andere sitzen auf dem feuchten Boden. Sie scheinen alle auf jemanden zu warten. Die Stimmung ist angespannt – aufgeregtes Murmeln erfüllt die Luft, und neugierige Blicke richten sich auf den Eingang des Dorfes.

Da höre ich Hufgetrappel. Wer da wohl kommt? Komm, wir warten ab und schauen es uns an, ja?

Das Wunder am Gelben Fluss

Wer Dank opfert, verherrlicht mich
und bahnt einen Weg; ihn werde ich
das Heil Gottes sehen lassen.

PSALM 50,23

Ihr Leben lang erinnerte sich Li-Hua an diesen besonderen Tag – den Tag, an dem sie frei wurde. Auch Jahre später konnte sie sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrufen. Wie die dumpfen Schläge der Glocke das ganze Dorf zusammengerufen hatten. Wie die Feuchte des Bodens durch den dünnen Stoff ihres Kleides gedrungen war, während sie mit vielen anderen Menschen dagesessen und gewartet hatte. Wie ihre Mutter irgendwann aufgeregt ausrief: »Da kommen sie!« Wie die Pferde der beiden Soldaten aufgeregt auf der Stelle getänzelt hatten. Und wie ihre lauten Stimmen streng über den Platz schallten: »Seit vielen Jahren ist es verboten, dass den

Frauen die Füße abgebunden werden! Der erhabene **Mandarin** aus Yangcheng sorgt nun dafür, dass dieses Gesetz überall in seiner Provinz befolgt wird. Seine Fußinspektorin Ai Weh-Deh wird nun allen Frauen und Mädchen die Füße aufbinden. Wer sich weigert, wird bestraft!«

Auch Li-Hua hatte gehorsam ihre kleinen Füße vorgestreckt, die mit festen **Bandagen** umwickelt waren. Sie erinnerte sich daran, wie die braunen Augen der Frau sie gütig angeblickt hatten, als sie vorsichtig damit begann, die Stoffbahnen abzuwickeln.

»Wie alt bist du, kleines Mädchen?«, hatte die Frau freundlich gefragt.

»Fünf«, hatte Li-Hua schüchtern geantwortet.

»Das ist gut. Deine Füße waren noch nicht lange eingebunden und werden sich erholen. Du wirst einmal flink und schnell wie eine Ziege den Hügel dort hinunterrennen können. So hat Gott sich das gedacht, als er deine Füße gemacht hat.«

Das Abwickeln war schmerzhaft gewesen, aber die Frau hatte recht gehabt. Inzwischen war Li-Hua zehn Jahre alt und konnte mit ihren Brüdern die Hügel hinauf und hinunter rennen – wenn auch etwas langsamer als sie. Anders als die älteren Frauen des Dorfes, die sich nach wie vor nur mit kleinen Trippel-Schrittchen vorwärtsbewegen konnten, obwohl auch sie keine Fußbandagen mehr trugen. Ihre Füße blieben für immer verkrüppelt ...

Nachdem alle Füße aufgewickelt worden waren, hatte die Frau ein Buch hervorgeholt und daraus vorgelesen. Sie las von dem Gott, der die Menschen in seinem Ebenbild erschaffen hat. Von der Sünde, die zu einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Gott und Menschen geführt hat. Und von Gottes Sohn Jesus Christus, der freiwillig am Kreuz für die Schuld der Menschen gestorben ist, um die Kluft zu überwinden.

Die Frau hatte sie auch ein einfaches Lied gelehrt:

»Ihr Königreiche singt dem Herrn; lobsinget unserm Gott. Er, der allein Wunder tut, uns rettet aus der Not!«

»Wenn ich in ein paar Wochen zurückkomme, werde ich mir eure Füße erneut anschauen. Und euch mehr aus dem Buch erzählen«, hatte Ai Weh-Deh zum Schluss gesagt. Dann war sie auf ihr Pferd gestiegen und mit den Soldaten aus dem Dorf hinausgeritten. Li-Hua erinnert sich, wie ihre Großmutter hinter ihr her geschimpft hatte.

»Sie ist schuld, wenn meine Enkelin keinen Mann findet! Wer will schon eine Frau mit großen Füßen heiraten?«

Ihre Mutter aber hatte von da an immer das Lied gesummt, das die Frau ihnen beigebracht hatte.

Seit jenem denkwürdigen Tag vor fünf Jahren hat sich vieles verändert. Li-Huas Familie lebt nun nicht mehr in dem klei-

nen Bergdorf, sondern in Yangcheng, dem größten Ort der Gegend. Dort hat ihr Vater Arbeit in einer kleinen Schreinerei gefunden, und ihre beiden älteren Brüder besuchen die Schule. Auch die Mutter trägt zum Lebensunterhalt der Familie bei: Sie bestickt seidene Umhänge und verkauft sie auf dem Markt.

Besonders schön ist, dass sie in Yangcheng häufiger »die Frau mit dem Buch« sehen können. Wenn Ai Weh-Deh nicht gerade als Fußinspektorin durch die Dörfer reist, wohnt sie in der »Herberge zur sechsten Glückseligkeit« mit einer ganzen Schar heimatloser Kinder. Für ein paar wenige Yuan kann man in dieser Herberge eine warme Mahlzeit bekommen, die ein alter Koch mit viel Hingabe zubereitet – und danach folgt stets eine Geschichte aus dem besonderen Buch. Schon oft ist Li-Hua mit ihrer Mutter dorthin gegangen, um zu essen, zuzuhören und dann satt und glücklich nach Hause zu gehen. Doch diese frohen, unbeschwerten Tage sollten nicht von Dauer sein.

»Jetzt kommt der Krieg auch zu uns«, hatte Vater eines Abends mit düsterer Stimme gesagt. Li-Hua hatte nicht gewusst, was das Wort »Krieg« bedeutet.

Nun wusste sie es. Es bedeutete Leid und Elend. Es bedeutete Ströme von Flüchtlingen, die durch Yangcheng zogen. Es bedeutete Trennung: Ihr Vater und ihre Brüder schlossen sich

den Soldaten an und Li-Hua und ihre Mutter hörten nichts mehr von ihnen.

Krieg bedeutete auch Flugzeuge am Himmel, die Bomben über der Stadt abwarfen. Es bedeutete Tote, Verwundete, Hunger und Angst. Angst vor den japanischen Soldaten, die immer weiter vorrückten und jeden Tag in die Stadt einmarschieren konnten. Niemals würde Li-Hua den Abend vergessen, an dem ihre Mutter sie an sich zog und traurig sagte: »Wir müssen uns trennen, meine Tochter. Ich habe gehört, dass Ai Weh-Deh morgen früh mit einer Gruppe von Kindern zum Gelben Fluss wandert und sie in ein geschütztes Gebiet bringt. Ich habe mit ihr gesprochen, und du darfst mitgehen. Hier in der Stadt ist es nicht sicher für dich. Ich packe dir ein paar Sachen zusammen.«

Die Reise über die Berge

Bevor die Sonne ganz aufgegangen war, öffnete der Wächter das schwere Tor der steinernen Mauer, die Yangcheng umschloss. Viele Menschen drängten hinaus. Man flüsterte, dass die feindlichen Soldaten schon in der Nähe seien. Auch Ai Weh-Deh verließ die Stadt – mit über hundert Kindern. Die Ältesten waren bereits im Teenageralter, die Kleinsten kaum vier Jahre alt und mussten von ihren Geschwistern getragen

werden. Einige Kinder schleppten große Töpfe mit Reis und Hirse, die der Mandarin der Gruppe für die Reise mitgegeben hatte.

Wie eine lange bunte Schlange zog die Schar durch die Felder. Einige Kinder sangen laut, für sie war das Ganze ein fröhlicher Ausflug. Doch Ai Weh-Deh schaute immer wieder ernst zu den Bergen hinauf, die wolkenverhangen vor ihnen aufragten. Durch dieses Gebirge mussten sie hindurch, und dann auf der anderen Seite hinunter bis zum Gelben Fluss. Erst jenseits des Flusses würden sie in Sicherheit sein.

Sie waren noch nicht lange unterwegs, als sie einer kleinen Gruppe chinesischer Soldaten auf Pferden begegneten.

Einer der Männer rief ihnen zu: »Beeilt euch! Geht in die Berge! Haltet euch nicht in der Nähe der Stadt auf – hier ist es viel zu gefährlich!«

Bevor sie weiterlaufen konnten, hörten sie das Brummen eines Flugzeugs. Es stürzte sich plötzlich auf die Soldaten und eröffnete das Feuer. Staub wirbelte dort auf, wo die Kugeln die Erde trafen.

»Legt euch flach auf den Boden, schnell!«, schrie Ai Weh-Deh.

Die Kinder schrien vor Angst und warfen sich in das Getreidefeld, gerade dort, wo sie standen. Kostbarer Reis wurde verschüttet, der Inhalt von Taschen purzelte auf den Boden, aber

niemand kümmerte sich darum. Li-Hua presste ihr Gesicht in die Erde. Ihr Herz pochte wild, doch sie rührte sich nicht.

Das Brummen blieb laut – dann wurde es leiser und leiser, bis es schließlich ganz verklang. Vorsichtig richteten sich die Kinder wieder auf und klopften den Dreck von ihren Kleidern. Niemand war verletzt. Die Soldaten und ihre Pferde waren verschwunden. Hastig rafften alle ihre Sachen zusammen. Nur weg von hier! Nur schnell weiter!

Tag für Tag wanderten Ai Weh-Deh und ihre Kinder über schmale, gewundene Pfade. Li-Huas Füße, die immer noch unnatürlich geformt waren, brannten. Längst waren die Sohlen ihrer Schuhe durchgelaufen, jeder Schritt tat weh. Doch nicht nur Li-Hua sehnte das Ende ihrer Wanderung herbei, allen anderen ging es genauso. Die Frage, wo die Gruppe die nächste Nacht verbringen würde, beschäftigte sie jeden Tag aufs Neue. Mal fanden sie Unterschlupf in einem verlassenen Dorf, mal schliefen sie in einer Höhle, oft aber unter freiem Himmel. Die Vorräte aus Yangcheng waren längst aufgebraucht. Ein Bauer, der in seinem menschenleeren Dorf ausharrte, schenkte ihnen ein wenig Reis, und manchmal fanden sie in verlassenen Gärten etwas Gemüse. Aber immer war es zu wenig.

Die Kinder klagten: »Ai Weh-Deh, wir haben Hunger!« und: »Mutter, meine Füße tun so weh!«

Auch Li-Hua spürte, wie ihre Kräfte nachließen, doch sie biss tapfer die Zähne zusammen. Es gab keine andere Wahl. Sie mussten den Fluss erreichen!

Um den Kindern die Zeit zu vertreiben, erzählte Ai Weh-Deh Geschichten aus dem Buch, das sie immer bei sich trug – eine Geschichte nach der anderen. Von Daniel in der Löwengrube. Von Noah in der Arche. Von Saulus, der in einem Korb die Stadtmauer hinabgelassen wurde.

So verging die Zeit schneller, doch auch mit den Geschichten im Ohr war der Weg lang. Es gab nur eins: laufen, laufen und wieder laufen.

Am Gelben Fluss

Sie waren über vierzehn Tage unterwegs, als eine weitere Hügelkette vor ihnen aufragte.

»Jetzt kann es nicht mehr weit sein. Ich glaube, wenn wir dort oben sind, können wir unser Ziel schon sehen«, versuchte Ai Weh-Deh die müden Kinder zu ermutigen. Und tatsächlich: Als sie oben angekommen waren, sahen sie keine weiteren Berge mehr vor sich. Stattdessen sahen sie tief unter sich eine grüne Ebene, durch die sich träge und breit der mächtige Gelbe Fluss schlängelte. Jubel brach aus. Sie hatten es fast geschafft! Bald waren sie in Sicherheit!

Der Abstieg war viel leichter als der Aufstieg. Li-Hua und andere Mädchen pflückten Blumen und steckten sie in ihre Kleider. Alle waren fröhlich und zuversichtlich. Auf der anderen Seite des Flusses brauchten sie keine Angst mehr vor feindlichen Soldaten zu haben. Dort gab es Essen. Und Häuser zum Schlafen. Und vielleicht auch Spielsachen? In immer herrlicheren Farben malten sich die Kinder aus, wie es wäre, auf der anderen Seite des Flusses zu sein.

Jetzt nur noch ein Stück durch die grasbewachsene Ebene, dann waren sie am Ufer des Flusses angelangt. An manchen Stellen war der Boden sandig, und man konnte bis zum Wasser laufen. An anderen Stellen wuchs meterhohes Schilfgras.

»Ai Weh-Deh, wie kommen wir denn auf die andere Seite? Wo sind die Boote, von denen du uns erzählt hast? Die Boote, die uns hinüberfahren werden?«

»Ich weiß nicht, Kinder. Es hieß, hier würden Boote abfahren.« Nervös blickte Ai Weh-Deh hin und her. Es waren keine Boote zu sehen. Nirgendwo ein Mensch, nirgendwo ein Zeichen von Leben. Nur ein einzelner Reiher flatterte über dem Schilf auf, von den Stimmen der Kinder aufgeschreckt. Sein Flügelschlag hallte wie ein Echo in der Einsamkeit.

Ai Weh-Deh schickte einige ältere Jungen los, um das Flussufer abzusuchen. Eine Stunde später kamen sie niedergeschlagen zurück.

»Wir haben einen Mann getroffen, der uns gesagt hat, dass die Fähren alle auf der anderen Seite sind«, berichteten sie. »Heute Morgen sind die letzten Boote abgefahren. Wir sind zu spät gekommen.«

Eine schlimmere Nachricht hätte es nicht geben können. Der ganze anstrengende Weg über die steilen Berge – alles sollte umsonst gewesen sein? Wer auf dieser Seite des Flusses war, fiel den japanischen Soldaten in die Hände. Es gab keinen Ausweg.

Die Kinder weinten vor Hunger, Enttäuschung und Erschöpfung. Auch Ai Weh-Deh konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Drei Tage blieben sie am Ufer, schliefen zwischen Sand und Schilf. Zurück in die Berge zu gehen, dafür fehlte allen die Kraft. Immerhin fanden die Jungen in einem Dorf ein wenig alten Teig zum Essen. Ob Gott sie ganz vergessen hatte?

Es war am Morgen des vierten Tages, als Li-Hua Ai Weh-Deh fragte:

»Mutter, kannst du dich an das Lied erinnern, das du uns damals in unserem Dorf beigebracht hast?«

»Wie hieß es denn?«, fragte Ai Weh-Deh zurück.

Leise begann das Mädchen zu singen: *»Ihr Königreiche, singt dem Herrn, lobsinget unserm Gott. Er, der allein Wunder tut, uns rettet aus der Not!«*

Ai Weh-Deh lächelte schwach. »Ja, das ist ein schönes Lied. Kommt, Kinder, wir singen es gemeinsam.«

Und so sangen die Kinder, erst zögerlich, dann immer kräftiger. Ein weiteres Lied wurde angestimmt, und dann noch eins. Mit dem Singen wuchs auch der Mut. Nein, Gott hatte sie nicht vergessen, er würde einen Ausweg schaffen. Irgendeinen.

Die Stimmen der Kinder schallten weit über das schlammiggelbe Wasser – bis zu einem chinesischen Soldaten, der flussaufwärts im Schilf in einem Versteck Wache hielt. Er hatte den Auftrag, auf dieser Seite des Flusses zu bleiben, bis er die ersten japanischen Soldaten sah. Dann sollte er mit seinem Boot auf die andere Seite fahren und seinem Kommandanten Meldung machen.

»Ich glaube, ich träume«, sagte der Mann zu sich selbst. »Das sind doch Kinderstimmen! Und dabei ist hier doch niemand mehr!«

Schnell folgte er dem Klang der Stimmen, bis er eine Gruppe zerlumpter Gestalten zwischen zwei Sandhügeln am Ufer sitzen sah. Eine Frau erhob sich und kam auf ihn zu.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte der Soldat erstaunt. »Ich dachte, alle Flüchtlinge wären bereits übergesetzt.«

»Wir sind aus Yangcheng«, sagte die Frau müde. »Ich wollte die Kinder über den Fluss bringen. Aber es waren keine Boote mehr da. Vor drei Tagen sind wir angekommen.«

»Aus Yangcheng? Dann sind Sie über die Berge gelaufen? Mit all diesen Kindern?« Der Mann schüttelte voller Erstaunen den Kopf. Dann sagte er schnell: »Warten Sie hier.«

Kurze Zeit später hörten sie Motorengeräusch. Und dann sahen sie ein kleines Boot, das am Ufer entlangfuhr – der Soldat war zurückgekehrt!

Jubel brach aus. Tränen liefen über die Gesichter der Kinder.

Dreimal fuhr das Boot hin und her, bis alle hundert Kinder sicher auf der anderen Seite angekommen waren. Hier knieten alle nieder und dankten Gott für seine wunderbare Rettung. Und wieder sangen sie den Vers, der für jeden von ihnen eine ganz besondere Bedeutung bekommen hatte:

»Ihr Königreiche, singt dem Herrn,
lobsinget unserm Gott.
Er, der allein Wunder tut,
uns rettet aus der Not!«

Nachdem Gladys Aylward mit ihren Kindern die andere Seite des Gelben Flusses erreicht hatte, mussten sie einige Tage weiterlaufen, bis sie schließlich nach Xi'an gelangten. Hier sorgte ein christlicher Arzt dafür, dass sie mit dem Zug an einen sicheren Ort weiterreisen konnten. Gladys wurde durch die Strapazen der Reise sehr krank; einige Wochen schwebte sie zwischen Leben und Tod. Doch sie erholte sich wieder und konnte Gott noch viele Jahre dienen. Einige der Kinder, mit denen sie die lange Reise unternommen hatte, traf sie nach Jahrzehnten wieder. Die Kinder waren inzwischen erwachsen geworden und hatten eigene Familien gegründet. Doch noch immer nannten sie Ai Weh-Deh »Mutter«. Trotz vieler schwerer Umstände hatten sie nie den Glauben an den Gott verloren, dessen Rettung sie in der Situation am Fluss so eindrücklich erfahren hatten.

ÜBRIGENS:

Die letzte Schuhfabrik in China, die Spezialschuhe für Frauen mit gebundenen Füßen herstellte, schloss 1999. Bis dahin hat es immer noch alte Frauen gegeben, deren Füße als Kinder eingewickelt worden waren, und die daher für immer winzig klein blieben.



ZUM NACH-DENKEN:

Hast du ein Lieblingslied, das dir in einer schwierigen Situation schon einmal geholfen hat?



ZUM NACH-MACHEN:

Schreib dir dein Lied auf eine Karte. Steck sie in deinen Ranzen, häng sie über deinem Schreibtisch auf oder nimm sie mit auf die nächste Klassenfahrt. Auch wenn du das Lied vielleicht nicht in jeder Situation laut singen kannst, kannst du es doch vor dich hin summen. In Psalm 50,23 heißt es: *Wer Dank opfert, verherrlicht mich und bahnt einen Weg, ihn werde ich das Heil Gottes sehen lassen.*

Wieder zu Hause

Jeder Urlaub und jede Reise gehen einmal zu Ende. Man packt seine Sachen aus, räumt die Koffer fort und muss wieder in seinem oft sehr gewöhnlichen und manchmal langweiligen Alltag zurechtkommen.

Auch unsere Reise ist leider vorbei. Wir sind zurück in der Gegenwart, an dem Ort, an dem wir wohnen und leben. Nicht mehr in einem Iglu, einem Zelt, einer Burg oder auf einem Schiff – sondern in unserer ganz normalen Wohnung.

In der Einleitung habe ich geschrieben, dass alle Kinder, von denen du gelesen hast, *eine* Sache gemeinsam haben, so unterschiedlich ihr Leben auch war. Und dass du herausbekommen sollst, was diese Sache ist. Bestimmt ist dir beim Lesen die Antwort klargeworden: Alle diese Kinder haben auf die eine oder andere Weise Gott erlebt. Manche sind ihm zum ersten Mal begegnet, andere haben Erfahrungen gemacht, die sie in ihrem Glauben an Gott wachsen ließen.

Zugegeben: Die Geschichten dieser Kinder sind erfunden. Aber das, was die Männer und Frauen Gottes, denen sie begegnet

sind, mit Gott erlebt haben, hat tatsächlich so stattgefunden: Martin Luther hat als Junker Jörg verkleidet das Neue Testament übersetzt, Georg Müller hat im Glauben Tausende von Waisenkindern versorgt und die Herrnhuter haben Gottes Frieden mitten im schlimmsten Sturm erfahren. Ein Soldat im Schilf hörte das Singen von Gladys Aylward und ihren Kindern und brachte sie sicher über den Gelben Fluss – und so weiter.

Aber das ist alles schon lange her, magst du einwenden. Das stimmt. Doch überleg mal: Eine der wichtigsten Eigenschaften Gottes ist, dass er sich nicht verändert. Das sagt die Bibel an vielen Stellen. (Wenn du magst, kannst du das in Psalm 102,26-28 oder in Hebräer 13,8 nachlesen.)

Die Zeiten ändern sich, die Mode ändert sich, die Lebensumstände der Menschen ändern sich – aber Gott bleibt derselbe. Das bedeutet, dass du ihn heute genauso real erleben kannst wie die Gläubigen vergangener Zeiten, von denen du gelesen hast.

Und das Beste ist: Gott möchte auch mit *deinem* Leben eine spannende Geschichte schreiben. Es lohnt sich, an ihn zu glauben, ihm zu vertrauen und ihm gehorsam zu sein. Wenn du durch das Lesen dieser Geschichten neu dazu ermutigt wurdest, dann hat sich unsere »Reise um die Welt« gelohnt!

Schwierige Begriffe

Antiquitäten – sehr alte Gegenstände wie Schmuck oder Geschirr, die Menschen sammeln, weil sie wertvoll oder besonders sind.

Archäologe – ein Forscher, der alte Städte, Gräber oder Schriftrollen ausgräbt, um etwas über frühere Zeiten herauszufinden.

Bandage – ein langer, auf eine Rolle aufgewickelter Stoffstreifen.

Cree – ein Volk der Ureinwohner Nordamerikas, die in Kanada leben und eine eigene Sprache und Kultur haben.

Donar – der germanische Gott des Donners. Man stellte sich vor, dass er mit einem großen Hammer Blitze schleudern konnte.

Dreispitz – ein Hut mit drei Spitzen, den man im 17. und 18. Jahrhundert sehr modern fand.

Echo – ein Schall, der zurückkommt, weil die Schallwellen von einer großen Fläche – wie zum Beispiel einer Felswand – zurückgeworfen werden.

Fragment – ein Bruchstück oder ein unvollständiger Teil, zum Beispiel von Schriften oder Kunstwerken.

Gazelle – ein sehr schnelles, zierliches Tier, das wie ein Reh aussieht und in Afrika und Asien lebt.

Junker – ein junger Mann aus einer adligen Familie. So wurden früher Söhne von Rittern oder reichen Herren genannt.

Kai – eine Mauer am Rand eines Flusses oder Meeres, zum Beispiel an einem Hafen. Hier können Schiffe anlegen, Menschen von Bord gehen und Waren ein- oder ausgeladen werden.

Kastellan – der Wächter oder Verwalter einer Burg, der dafür sorgt, dass dort alles in Ordnung ist.

Lettern – einzelne Buchstaben aus Metall oder Holz, die man früher zum Drucken benutzt hat.

Mandarin – ein hoher Beamter im alten China; heute nennt man auch eine bestimmte chinesische Sprache so.

Märtyrer – ein Mensch, der umgebracht wird, weil er an Jesus Christus glaubt.

Muskete – ein langes Gewehr, das Soldaten vor vielen Hundert Jahren benutzt haben.

Page – ein junger Diener oder Helfer in einem Schloss oder auf einer Burg.

Pergament – wurde aus der Haut von Schafen, Kälbern oder Ziegen hergestellt. Dazu wurde die Tierhaut in einen Holzrahmen gespannt und mit Messern abgekratzt, bis sie ganz glatt und dünn war. Dann schnitt man sie in breite Streifen oder Bögen – und hatte ein sehr haltbares und hochwertiges Schreibmaterial, das sogar mehrmals benutzt werden konnte.

Papyrus – ein Schreibmaterial, das aus den Stängeln der Papyruspflanze gewonnen wurde. Die dünnen Streifen der Pflanze wurden kreuzweise übereinandergelegt, gepresst und getrocknet, sodass eine glatte Fläche entstand, auf der man schreiben konnte.

Reservat – ein Gebiet mit festen Grenzen in Nordamerika, in das die indigenen Menschen ziehen mussten. Dadurch verloren sie ihre Freiheit und oft auch einen Teil ihrer alten Lebensweise.

Serpentinen – Straßen oder Wege, die sich in vielen engen Kurven den Berg hinauf- oder hinunterwinden.

Takelage – alles, was zu den Seilen und Segeln eines Segelschiffes gehört.

Tunika – ein einfaches, locker sitzendes Kleidungsstück aus der Antike, das wie ein langes Hemd aussieht. Eine Tunika war meist aus Leinen, wenn es kühl war, zog man noch eine zweite Tunika aus Wolle darüber.

Wadi – ein ausgetrocknetes Flussbett in der Wüste, das nur nach Regen Wasser führt. Man sollte niemals in einem Wadi sein Lager aufschlagen, weil es sich plötzlich in einen reißenden Fluss verwandeln kann!